

5. Dynamiken des Kleinen Krieges und Brutalisierung

»Der Krieg verwandelt dich, ja, er verwandelt dich. Nimmt dir all deine Überzeugungen, deine Religion, nimmt dir die Würde, du wirst zum Tier. Doch Tiere können in diesem Sinne nichts Böses tun, das weiß ich. Es ist unglaublich, was Menschen einander antun können.«

Jonathan Shay, *Achill in Vietnam*, S. 70

Der Umgang der Weißen mit den »Eingeborenen« in Südwestafrika war bereits zu »Friedenszeiten« von Willkür, Gewalt und Grausamkeit bestimmt. Mit dem Ausbruch der Aufstände radikalisierten sich die Gewaltverhältnisse und verstetigten sich über den Kriegszustand hinaus. Wie Bley (1968: 214) festgestellt hat, brachten die Kriege in DSW dahingehend keine Normalisierung, im Gegenteil. Krieg überhaupt ist durch reduzierte Normierung und Sanktionierung bestimmt, was an der »Aufhebung jenes Verbots, das wie kein anderes das Zeichen dafür ist, dass gegenüber dem anderen *nicht* »alles erlaubt« ist, das Tötungsverbot«, sichtbar wird (Trotha 1999: 72, Herv. i. O.). Der Krieg gegen die Herero, der von Anfang an kein lokaler und begrenzter Konflikt war, brachte eine weitere Entgrenzung weißer Macht- und Herrschaftsphantasien mit sich. Willkür und Gewalt der Siedler waren der Regierung schon früh über den Kopf gewachsen und hatten Anteil daran gehabt, dass die Herero zu den Waffen griffen, aber im Krieg spitzte sich das Problem weiter zu.

Die folgenden Überlegungen richten ihr Augenmerk auf die Brutalisierung der Truppen im Herero-Feldzug. »Brutalisierung« bezeichnet einen Vorgang der Verrohung, in dem sich die Truppenangehörigen immer weniger an soldatische oder rechtliche Normen gebunden fühlen und zu illegitimer Gewalt greifen. Die Gewalt »von unten« bildete eine eigenständige Dimension des Gewaltgeschehens, welche die Beziehungen zwischen Weißen und »Eingeborenen« weit über die genozidale Phase des Feldzuges mitbestimmte. Sie lässt sich im Sinne von Gerlachs »multikausalem« Ansatz der »extrem gewalttätigen Gesellschaften« als eine Ursache sui generis verstehen (vgl. Gerlach 2006: 468), stellt aber insofern immer auch eine Wirkung dar, als sie aus einem vorgängigen Prozess hervorgeht. Sie steht in Zusammenhang mit den sich wandelnden Bedingungen eines Feldzuges, der die deutschen Militärs vor unerwartete Schwierigkeiten stellte und sich insgesamt anders entwickelte, als ursprünglich geplant gewesen war. Diese Brutalisierung konnte allerdings ihrerseits wieder auf den Prozess zurückwirken, indem etwa die Weigerung, dem Gegner Pardon zu gewähren, diesen zu umso erbitterterem

Widerstand anstachelte. Statt einseitig nur von Ursache oder Wirkung ist daher von einer Wechselwirkung auszugehen.

Lange Zeit haben sich sowohl die Kriegs- als auch die Genozidforschung mit dem Problem der Gewalt »von unten« schwergetan. Durch einen willkürlich verengten Blickwinkel erlegte sich die Geschichtsschreibung Einschränkungen auf und neigte zur Verzerrung ihres Gegenstandes. Indem sie sich vornehmlich als Geschichte großer Schlachten und ihrer Lenker, »weltgeschichtlicher Heroen« und anderer »Übermenschen«, verstand, ließ sie weite Teile des kriegesischen Geschehens unberücksichtigt. Werke wie John Keegans »Face of Battle« (1978) ließen diese Beschränkungen hinter sich und machten deutlich, dass die Perspektive »von unten«, d.h. der Kampftruppen und der sie befehlighenden »subalternen« Offiziere, eine eigene Dimension des Krieges darstellt und als solche Aufmerksamkeit verdient.

Mit Blick auf den Fall DSW macht sich bemerkbar, dass die Sicht auf die Kriege in starkem Maße von der Genozidfrage bestimmt ist und damit im Schatten des »Top-down«-Schemas steht, das der herkömmlichen Genozidforschung zugrundeliegt. Demgegenüber läuft die Frage nach der Brutalisierung auf die Untersuchung von Formen der Gewalt hinaus, die nicht nur nicht aus Befehlen »von oben« zurückgehen, sondern sich oft genug über solche hinwegsetzen. Die Akzentuierung der Gewalt »von unten« besagt freilich nichts gegen die Genozidthese per se. Im Gegenteil vermag eine solche Betrachtung unter Umständen zu erklären helfen, wie aus »ganz normalen Männern« (Browning 2007) schließlich Werkzeuge einer genozidalen Kriegführung werden konnten, und damit die herkömmliche Perspektive »von oben« zu ergänzen. Im Folgenden geht es vor allem darum zu verstehen, was die Soldaten motivierte, Befehle auszuführen, die jedes übliche Maß sprengten und zu Werten wie der »Ritterlichkeit« querstanden, und auch immer wieder darüber hinauszugehen. Diese Bereitschaft ist umso erklärungsbedürftiger, als viele der Aktionen militärisch bedeutungslos waren und für die Akteure zusätzliche Risiken mit sich brachten.¹

Die folgenden Betrachtungen richten sich allenfalls gegen bestimmte Varianten der Genozidthese und ihren Modus Operandi. Immer wieder zieht die Literatur in dem Versuch, die Genozidthese zu untermauern, wahllos einzelne Greueltaten heran, ohne deren näheren Kontext zu berücksichtigen. Mitunter aber trägt dieser Kontext maßgeblich dazu bei,

1 Zu einiger Berühmtheit brachte es der militärisch völlig sinnlose und vielleicht gerade deswegen zur Heldentat erklärte »kühne Verfolgungszug des Hauptmanns Klein bis zur äußersten Grenze menschlicher Leistungsfähigkeit« Ende Oktober 1904, auf dem sich die gesamte Abteilung aufrieb: Etliche Soldaten, auch Klein selbst, erkrankten und starben an Typhus; 25 Pferde sowie 21 Esel verendeten (Großer Generalstab 1906: 208ff).

dass die Gewalt eskaliert, weswegen sich aus einzelnen Aktionen nicht ohne weiteres auf entsprechende Befehle »von oben« oder gar eine umfassende Strategie zurückschließen lässt. Manch eine Greuelthat, von der die Quellen berichten, ist anderen Ursprungs und wurde auch gegen die Befehle von Vorgesetzten verübt. Deswegen ist die Gewalt »von unten« als eigenständige Dimension des Gewaltprozesses zu begreifen.

Dafür spricht nicht zuletzt das Maß, in dem die Kriegführung von kleinen Abteilungen geprägt war und sich auch für den gemeinen Soldaten erhebliche Entscheidungsspielräume aufboten, zumal in der kolonialen Situation noch der »verworfenste« Weiße Herrenrechte beanspruchten und sich mehr oder weniger über dem Gesetz stehend wähnen konnte.² In einem solchen Szenario ist es unangemessen, die Soldaten als passive Befehlsempfänger und »willige Vollstrecker« zu betrachten. Die Kleinkriegführung in DSW hing durchweg von der Einsatzbereitschaft und Initiative des einzelnen Soldaten ab, und deswegen ist es auch un-
ausweichlich, die emotionalen Motivationen der Soldaten in den Blick zu nehmen.

Schließlich ist auch zu bedenken, dass in DSW, wie in Kleinen Kriegen überhaupt, manches von dem, was ansonsten solch streng hierarchischen Einrichtungen und einer totalen Institution wie dem Militär im Besonderen eigen ist, leicht zu bloßer Makulatur wurde. Das fängt damit an, dass sich die Angehörigen der »Schutztruppen« insgesamt gerne als »Landsknechte« bezeichneten (z.B. Behr 1891: 20) und diese Truppen organisatorisch zunächst auch nichts anderes als Privatarmeen waren (Bührer 2011: 35–86). Nachdem der erste Begeisterungsturm über den Krieg in der Heimat verflogen war – die »Hunnenbriefe« von Kriegsteilnehmern desavouierten den Kolonialdienst, und die Härten und Tücken des Landes traten zunehmend auch ins öffentliche Bewusstsein –, sahen sich die Behörden im Reich bereits Ende Mai resp. Anfang Juni dazu gezwungen, Reservisten anzuwerben, weil die Zahl der freiwilligen Aktiven nicht mehr ausreichte. Damit wurde die Truppe immer mehr zu einer Truppe von Abenteurern und Vorbestraften,³ wie es auch in China während des Boxeraufstandes der Fall gewesen war (Wünsche 2008: 188).⁴ Die eklatante »Disziplinlosigkeit dieser neuen, jungen Soldaten«

2 Fälle eigenmächtigen Handelns gegen Befehle sind in den Tagebüchern und Memoiren der Kriegsteilnehmer Knoke (NAN, Private Accessions, A.538) oder Lorang (Pape 2003) dokumentiert.

3 »Aus Deutschland«, in: DSWAZ vom 15.6.1904, S.2. Die Siedlerpresse bezog sich auf eine entsprechende Meldung der Berliner Börsen-Zeitung.

4 Ein deutscher Militär berichtete in der Zeit der Niederschlagung des Boxeraufstandes aus China über die eigenen Truppen: »Die Disziplin ist in vielen Truppenteilen [...] total verrottet«; schwerste Verbrechen wie Mord, Notzucht oder Plünderung seien »an der Tagesordnung« gewesen. Die betreffenden Truppenteile bestanden oftmals zum größten Teil aus Reservisten,

erzürnte eingessene Offiziere wie Viktor Franke, dessen »Begeisterung für die koloniale Laufbahn [dadurch sogar, MH] stark ins Wanken« geriet.⁵ Aber auch Neuankömmlinge wie Oberleutnant Stuhlmann teilten diese Einschätzung der neuen Kräfte und glaubten beobachten zu können, dass der im Laufe des Krieges nachgeführte Ersatz in DSW vor allem Freiheit von militärischem Zwang suchte.⁶

Manch ein Zeitgenosse bemerkte indes, dass der Krieg in DSW die Soldaten veränderte, und zwar nicht zum Guten hin. Immer wieder sah sich die Führung genötigt, gegen das Wuchern der Gewalt »von unten«, gegen eigenmächtige Erschießungen von Frauen und Kindern, einzuschreiten (Hull 2005: 49ff). Auch von den Geistlichen im Lande wurden diese Veränderungen mit wachsender Sorge registriert; schließlich sahen sie sich sogar bemüßigt, »Soldaten-Abende« ins Leben zu rufen, um dieser Entwicklung entgegenzusteuern. In aufschlussreicher Weise legten sie dar, weshalb sie diese Abende ausrichteten und was sie sich davon erhofften:

»Das ist ein gutes, wenn nicht das beste Zeichen, daß im deutschen Soldaten trotz der Verlockungen und Gefahren, denen er hier beständig ausgesetzt ist, der Trieb zur Selbstzucht und zum Überwasserbleiben stark vorhanden und daß er den Weg durch Sumpf und Moder über die Barre der drohenden Verschlechterung hinweg mit möglichst wenig Schäden zurückzulegen gewillt und bestrebt ist.«⁷

Es ging den Geistlichen um Schadensbegrenzung. Sie begnügten sich damit festzustellen, dass die Soldaten den »Trieb zur Selbstzucht und zum Überwasserbleiben« noch nicht ganz aufgegeben hatten, sondern vielmehr »gewillt und bestrebt« waren, ihren Einsatz mit »möglichst wenig Schäden« zu überstehen. Vermutlich waren die Geistlichen mit den Problemen der Soldaten überfordert. Der zitierte Passus bleibt vage und gibt keine Aufschlüsse darüber, was die Geistlichen alarmiert hatte; man wird aber annehmen können, dass manches davon mit dem zu tun hatte, was in der jüngeren Militärpsychiatrie unter dem »Posttraumatischen Erschöpfungssyndrom« verstanden wird. In DSW lagen die Bedingungen dafür vor, wie zu sehen sein wird.

Wenig hilfreich war, dass das Problem von der Öffentlichkeit nicht richtig erkannt und bisweilen hinwegdiskutiert wurde. Auf Berichte von

»durchweg Abenteurer schlimmster Sorte« (zit. n. Wünsche 2008: 218), die rekrutiert worden waren, weil sich spätestens ab September 1901 kaum mehr Freiwillige aus dem aktiven Dienst für den Einsatz in China rekrutieren ließen (Wünsche 2008: 189).

5 BArch., NL Viktor Franke, NL. 30/3a, S. 364.

6 NAN, Private Accessions, A.0109, S. 201.

7 »Soldaten-Abende«, in: *Windhuker Nachrichten* vom 15.8.1905, S.2.

deutschen Kriegsverbrechen, auch gegen Frauen und Kinder, erklärte der Kolonialdirektor Oskar Stübel vor dem Reichstag, dass der »deutsche Charakter ein solcher ist, der nicht zu Grausamkeit und Roheiten [sic] neigt«. Weite Teile des Reichstags und der Öffentlichkeit gaben sich damit zufrieden.⁸ Dass Kommandeure sich genötigt sahen, in den Befehlen an die »Disziplin« oder die »Manneszucht« der Truppe zu appellieren, weist darauf hin, dass die soldatischen Normen ihre Selbstverständlichkeit längst verloren hatten. Hinter dem Ruf nach Disziplin verbarg sich zudem meist die Forderung, die Soldaten noch »härter ranzunehmen« und noch ärgeren Erniedrigungen und Demütigungen zu unterziehen, als der raue Alltag auf dem Kasernenhof ohnehin schon vorsah – nach dem Militärpsychiater Jonathan Shay (1998: 273) gerade keine Lösung, sondern die Perpetuierung des Problems.

Zwar hatten die Folgen langer Kriege die militärischen Eliten im Deutschen Reich – angefangen bei Moltke (dem Älteren) – immer wieder umgetrieben. Die Sorge bezog sich allerdings in erster Linie auf das Szenario eines entgrenzten »Volskrieses« auf dem europäischen Kontinent, auf die mögliche Radikalisierung durch den Druck der Öffentlichkeit und die subversiven und zentrifugalen gesellschaftlichen Kräfte insgesamt, die ein solcher Krieg freizusetzen drohte (Förster 1986: 101). Was jedoch mit den Soldaten passierte, die einem langen Kampfgeschehen (zumal mit seinen für den Kleinkrieg typischen Merkmalen) ausgesetzt waren, kam kaum in den Blick. Man gab sich allgemein noch dem Glauben hin, »Charakterstärke« reiche aus, dem Druck äußerer Verhältnisse standzuhalten und »sauber zu bleiben« (Shay 1998: 68, 276); dabei handelte es sich um eine Illusion, die im Laufe des weiteren 20. Jahrhunderts gründlich enttäuscht wurde. In DSW blieb das Problem ungelöst: Die überlieferten deutschen Greuel hängen zumindest in Teilen mit der Brutalisierung der Truppen zusammen.

Im Einklang mit der Annahme von der Prozesshaftigkeit des genozidalen Geschehens in DSW sind die nachfolgenden Überlegungen von Beobachtungen bestimmt, die auf dem Blick auf die Entgrenzung der Gewalt »von unten« beruhen, sich von den Vorstellungen und dem Handeln des einfachen Soldaten leiten lassen. Es war die koloniale Gesellschaft, die dem Krieg in seiner Anfangszeit – und in mancherlei Hinsicht auch noch darüber hinaus – ihren Stempel aufdrückte. Unter dem Signum der Rache prägte sie eine eigene Form der Gewalt »von unten«. Im Folgenden beschäftigt jedoch vor allem der Teil des Krieges, der in immer stärkerem Maße von Kräften aus der Metropole, den Offizieren, Stäben und Mannschaften der regulären Heimarmee, bestimmt war. Die Schlacht am Waterberg markiert eine wichtige Zäsur im Kriegsgeschehen. Zwei

8 StBR, 60. Sitzung, 17.3.1904, S. 1896B. Ähnlich äußert sich auch der Hauptmann im Generalstab Maximilian Bayer (1909: 190f.).

Phasen lassen sich unterscheiden, denen jeweils dominante Erfahrungsformen der deutschen Soldaten und Weisen der Entgrenzung der Gewalt resp. der Brutalisierung des Krieges entsprechen: Zum einen die Phase, die der Schlacht voranging und von Überfällen sowie von gesteigerter Verletzungs- und Todesangst der Soldaten bestimmt war, zum anderen die Phase nach der (gescheiterten) Schlacht, der Verfolgungsoperationen und Absperrungsmaßnahmen, die von einer tiefen Verbitterung und Frustration gekennzeichnet waren.

Es handelt sich bei Angst und Verbitterung resp. Frustration um Stimmungen, die für die Erfahrungen regulärer Armeen in Kleinen Kriegen insgesamt typisch sein dürften und sich tatsächlich ständig abwechseln: auf der einen Seite das Gefühl des Ausgeliefertseins und die damit verbundene, intensive Erfahrung der Verletzungsoffenheit, die nicht zuletzt in dem »tellurischen Charakter« (Schmitt 1962) und den damit verbundenen Vorteilen der den Truppen gegenüberstehenden »irregulären« Kräfte gründet; auf der anderen Seite die immer wieder sich einstellende Frustration darüber, dass sich die Kontrahenten nur höchst selten auf die Art von Kampf einlassen, auf die reguläre Armeen von Haus aus eingestellt sind. Am Feldzug lassen sie sich als jeweils *dominierende* Erfahrungen zwei verschiedenen Phasen zuordnen, und diese Gegenüberstellung ist keineswegs als privativer Gegensatz zu verstehen.

Diese Erfahrungen nahmen dadurch eine besondere Intensität an, dass sie das Überlegenheitsgefühl der weißen Soldaten in so nachdrücklicher Weise verletzten: Das Gefühl des Ausgeliefertseins, der Ohnmacht oder der Vergeblichkeit des eigenen Trachtens wog besonders schwer angesichts der vermeintlichen Tatsache, dass man es mit »minderwertigen Eingeborenen« oder »Kaffern« zu tun hatte. Der Rassismus lag auch den im Folgenden zu betrachtenden Prozessen der Brutalisierung zugrunde und verlieh ihnen ein besonderes Momentum.

Bevor ich mich mit den Dynamiken der Brutalisierung befasse, will ich darauf eingehen, dass und inwiefern der Kleine Krieg insgesamt von Ungewissheit und Regellosigkeit geprägt ist.

Der Kleine Krieg

Wie Gewalt allgemein konfrontiert der Krieg mit der unaufhebbaren »Verletzungsoffenheit« des Menschen, zerreißt Handlungsketten, situationalisiert die Wirklichkeit und reduziert infolge die Voraussehbarkeit des Handelns (Häussler / Trotha 2012a: 66). Charles E. Callwell unterstreicht in seinem 1896 erstmals erschienenen Standardwerk »Small Wars« (1996: 5 f.), dass der *Kleine* Krieg in noch viel stärkerem Maße als der sogenannte »konventionelle« Krieg von »Ungewissheit«

geprägt ist. Wie radikal der Bruch mit den Routinen der ›konventionellen‹ Kriegsführung ist, geht aus den Zeilen des Kleinkriegsveteranen und Schriftstellers Tim O'Brien (1991: 78) hervor, der in Vietnam ein Szenario vorfand, auf das ihn die reguläre Armee-Ausbildung in den Vereinigten Staaten nicht vorbereitet hatte, ja in dem alles Gelernte sogar hinfällig erschien: »There is no clarity. Everything swirls. The old rules are no longer binding, the old truths no longer true.« Im Kleinen Krieg fallen noch die letzten Gewissheiten weg, die im ›konventionellen‹ Kriege Bestand haben mögen, und weichen die Grenzziehungen und Kategorisierungen auf, die diesen ausmachen.

Auch für den Herero-Feldzug und seine im Weiteren beschäftigenden Aspekte sind diese Ungewissheit sowie die daraus sich ergebenden Dynamiken von Bedeutung. Es handelte sich letztlich um einen Kleinkrieg, auf den die »alten Afrikaner« von Anfang an eingestellt waren. Obgleich es in den ersten Monaten durchaus zu größeren Gefechten kam, war der Krieg im Ganzen von langen Perioden »ohne i[n] d[ie] Augen springende Erfolge und ›große Ereignisse‹« geprägt (zit. n. Creveld 2009: 112). Seine hauptsächlichen Protagonisten waren kleine Detachements und Patrouillen, die hier und da mal in ein kleineres Scharmützel verwickelt werden mochten. Dass die militärische Führung im Deutschen Reich dies nicht wahrhaben wollte, darf über diesen grundsätzlichen Charakter des Feldzuges nicht hinwegtäuschen. Das fehlende Passungsverhältnis des südwestafrikanischen Kriegsschauplatzes einerseits sowie der von Berlin verordneten Strategie andererseits und die sich aus dieser Diskrepanz ergebenden Folgen werden im Weiteren noch beschäftigen.

In den gegenwärtigen Forschungsdebatten über den Krieg ist eine Vielzahl konkurrierender, teilweise synonym verstandener Begriffe im Gebrauch, die mehr oder weniger um das kreisen, was historisch zunächst als Kleiner Krieg Einzug in das militärische Denken und zahlreiche Sprachen gefunden hat: So finden sich Begriffe wie »Kleiner«, »Neuer«, »wilder«, »neo-hobbesscher«, »asymmetrischer«, »irregulärer Krieg«, »low intensity conflict«, »Bürgerkrieg«, »Guerilla« oder »Partisanenkrieg« (Laqueur 2009; Münkler 2006a, 2006b, 2005, 2002; Sofsky 2002; Waldmann 2003; Kaldor 2000; Daase 1999; Trotha 1999; Creveld 1991). Ihnen gemeinsam sind bestimmte Kampftechniken, die bereits in der Kriegskunst des 18. Jahrhunderts voll ausgebildet und beschrieben waren und in den folgenden Jahrhunderten immer wieder aufgegriffen wurden, ohne »auf grundsätzlicher Ebene [...] weiterentwickelt« zu werden (Hahlweg 1968: 28–31).

Doch zunächst zum ›großen‹ Krieg! Der ›große‹ oder ›konventionelle‹ Krieg ist ein mehr oder weniger symmetrischer Krieg, der von strukturell ähnlichen Kontrahenten mit ähnlichen Mitteln ausgefochten wird. Typischerweise handelt es sich dabei um einen Krieg der großen Truppenkörper und Schlachten, der mit der gewaltbegrenzenden »trinitarischen«

Unterscheidung (Creveld 1991) von Regierung, Militär und Bevölkerung einherzugehen pflegt. Historisch handelt es sich meist um Staatenkriege; nicht zufällig ging die Entwicklung des Kriegsvölkerrechts Hand in Hand mit der Etablierung der Staatenordnung (vgl. Münkler 2006b).

Von ›Gewissheit‹ lässt sich mit Blick auf den ›konventionellen‹ Krieg in mindestens drei grundlegenden Hinsichten sprechen. *Zum einen* ist mehr oder weniger klar, wer unter welchen Bedingungen als ›Feind‹ anzusehen und wer nicht. Da sich die Parteien strukturell ähneln, besteht, *zweitens*, ein bestimmtes Maß an Gewissheit darüber, wie sich der Feind treffen lässt resp. welche näheren Ziele anzuvisieren sind, um diesen niederzuringen und den Krieg zu einem Ende zu bringen. Aufgrund ihrer relativen Gleichartigkeit sind die Akteure *schließlich* auch den gleichen Gesetzmäßigkeiten unterworfen, und dies macht ihr Handeln in gewissem Maße vorhersehbar. Diesen Sachverhalt hat Clausewitz (1952: 278) im Auge, wenn er bemerkt, dass das Moment der Überraschung vor allem im taktischen Bereich von Bedeutung sei und darüber hinaus kaum eine entscheidende Rolle spielen könne, und dies folgendermaßen begründet:

»Die Vorbereitungen zum Krieg nehmen gewöhnlich mehrere Monate ein, die Versammlung der Heere in ihren großen Aufstellungspunkten erfordert meistens die Anlage von Magazinen und Depots und beträchtliche Märsche, deren Richtung sich früh genug erraten lässt.«

Clausewitz will auf den trivialen Sachverhalt hinaus, dass sich große Truppenkörper kaum unbemerkt bewegen lassen, weswegen alle Kriegsvorbereitungen und -pläne schnell durchsichtig werden. Dem liegt allerdings zugrunde, dass die anderen Parteien selbst auch mit den gleichen Schwierigkeiten konfrontiert sind und daher auch in der Lage, die Zeichen zu deuten.

Im Kleinen Krieg lösen sich diese Gewissheiten auf. Zu der Zeit seiner doktrinalen Fixierung bildete der Kleine Krieg zunächst noch einen (untergeordneten) Teil der staatlichen Kriegführung. Dennoch war er mehr als nur »Begleiter« und »Vorbereiter« der Entscheidung auf dem Schlachtfeld (Münkler 2006b: 71): Indem er sich eigener Techniken bediente, stellte er einen eigenständigen, irreduziblen Teil der Kriegführung dar, ja bildete er ihr »Komplement« und »Korrektiv« (Warburg 2009: 170). Er zielte auf eine Asymmetrisierung⁹ des Kampfes und machte sich dabei die

- 9 Meist wird der Kleine Krieg per se als asymmetrischer Konflikt begriffen. In »Small Wars« definiert Charles E. Callwell den Kleinen Krieg folgendermaßen: »Practically it may be said to include all campaigns other than those where both the opposing sides consist of regular troops«. Der Begriff bezeichnet asymmetrische Konfliktsituationen, in denen *eine* der Kriegsparteien über keine regulären Truppen verfügt. Er befasst damit auch Aufstandsbekämpfungen (oder nach heutigem Sprachgebrauch: ›Counter-Insurgencies‹) außerhalb

Beschränkungen zunutze, denen der Große Krieg resp. seine Akteure unterworfen waren.

Die Unbeweglichkeit machte die großen Linien-Formationen verletzbar und erlaubte es den leichten Verbänden, den Protagonisten des Kleinen Krieges, ihre Stärken auszuspielen. Größere Gefechte mieden sie grundsätzlich und zogen sich vor stärkeren Verbänden meist in unwegbares Gelände zurück. Dafür bedienten sie sich im Gegensatz zu den regulären Truppen einer zerstreuten Kampfordnung; sie setzten nicht auf Salven-, sondern auf gezieltes Einzelfeuer und kultivierten somit individuelle Fertigkeiten an der Waffe. Die Kleinkriegsführung verlangte dem einzelnen Mann die Eigeninitiative ab, die der Drill den regulären Liniensoldaten gerade auszutreiben suchte (Heuser 2010: 143f.; Hahlweg 1968: 30; Warburg 2009: 183). Die leichten Verbände suchten den Gegner ohne Unterlass zu verfolgen und zu beunruhigen; dabei agierten sie auch in dessen Rücken und hintertrieben damit die Trennung von Front und Hinterland. Den offenen Kampf verschmähten sie und setzten stattdessen auf Taktiken wie Überfälle und Hinterhalte; sie unterbrachen die gegnerischen Verbindungslinien und störten große Verbände auf dem Marsch, beim Aufschlagen des Lagers oder dem Entfalten der Gefechtsformation. Indem die leichten Verbände auch die Aufgabe hatten, bei der Bevölkerung Informationen über den Gegner einzuholen und Kontributionen einzutreiben (Heuser 2010: 142), hintertrieben sie die strikte Trennung von Kombattanten und Zivilisten. Das Beispiel des Obersten von der Trenck, der im Österreichischen Erbfolgekrieg (1740–1748) eine solche Einheit kommandierte, belegt auf eindrucksvolle Weise, dass mit den Unterscheidungen von Front und Hinterland sowie von Kombattanten und Zivilisten auch die Trennung von legitimer Gewaltanwendung durch eine staatlich organisierte Armee auf der einen und privatisierter, krimineller Gewalt auf der anderen Seite unscharf zu werden drohte.¹⁰ Noch behielt die Zentralgewalt die Oberhand und setzte der

der Kolonien in den Metropolen selbst. Callwell zielt auf alle Szenarien, in denen reguläre Streitkräfte irregulären Verbänden mit deutlich unterlegener Bewaffnung, Organisation und Disziplin gegenüberstehen. Wegen der Asymmetrie, die zwischen den Kriegsparteien besteht, ruht die Kriegführung auf grundlegend anderen Bedingungen als die konventionelle, ausschließlich auf Kämpfe zwischen regulären Armeen abstellende Kriegführung auf (Callwell 1996: 22), und hier liegt die Relevanz von Callwells Untersuchung, die diese Leerstelle der ›konventionellen‹ staatszentrierten Kriegslehre zu füllen sucht.

- 10 Dem Obersten Franz von der Trenck, Kommandeur einer berüchtigten Panduren-Einheit im Österreichischen Erbfolgekrieg (1740–1748), wurde trotz erheblicher Erfolge nach Kriegsende der Prozess gemacht, weil seine Einheit sich Ausschreitungen hat zuschulden kommen lassen, die der Staat nicht dulden konnte, ohne Gefahr zu laufen, sich zu delegitimieren (Rink 2010: 155f.). Trenck wurde zwar verurteilt, aber die den Kleinen Krieg tragenden

Gewalt Grenzen, da sie ansonsten befürchten musste, sich in dem bestehenden Staatensystem zu de-legitimieren.

Die leichten Verbände führten in ein Kriegsgeschehen, das ansonsten stark ritualisiert war und nach mehr oder weniger festen Regeln ablief, ein zusätzliches Moment der Unvorhersehbarkeit und Ungewissheit ein. In seiner Abweichung von der »eentlichen« Kriegführung haften dem Kleinen Krieg von Haus aus etwas Regellooses an, weswegen es auch nicht weiter erstaunt, dass die ersten spezialisierten Verbände im 18. Jahrhundert – etwa die »kroatischen« Panduren in österreichischen Diensten – aus Gesellschaften der europäischen Peripherie rekrutiert wurden und keine Vertreter der europäischen Militärtradition waren. Dennoch, obwohl sich die Kleinkriegsführung eigener Techniken bediente, die denjenigen des Großen Krieges entgegengesetzt waren, blieb sie zunächst noch auf letzteren bezogen. Nur in Ausnahmefällen erlangte die Kleinkriegsführung strategische Bedeutung.¹¹ Das änderte sich spätestens mit der großen kolonialen Expansion des 19. Jahrhunderts und den damit einhergehenden Auseinandersetzungen mit autochthonen Gesellschaften, die sich politisch, sozial und kulturell oft erheblich von den europäischen Gesellschaften unterschieden. Der Kleine Krieg, der bis dahin ein Anhängsel des Großen Krieges gewesen war, verselbständigte sich und konnte, je nach Szenario, zur ausschließlichen Kampfform werden. In der kolonialen Peripherie war der asymmetrische Krieg die Regel, auch wenn es, wie der Fall DSW nachdrücklich belegt, den Militärs nicht immer leichtfiel, diese Realität zu akzeptieren und sich der jeweiligen Lage resp. dem Gegner anzupassen. Für General von Trotha – wie wohl auch für weite Teile des militärischen und politischen Establishments im Deutschen Reich – war die Kleinkriegsführung, wie sie die Schutztruppe in DSW bis dahin ausschließlich praktiziert hatte, keine »ernsthafte Kriegführung«.¹² Aber sein vergebliches Trachten führt nur nochmals vor Augen, dass der Kleine Krieg eben kein Krieg der Schlachten war, jedenfalls kein Krieg, der sich ohne weiteres nach den hergebrachten Routinen des europäischen Staatenkrieges führen ließ. »Asymmetrie« soll genauer heißen, dass die europäischen Mächte mit Gegnern konfrontiert waren, die sich strukturell von ihnen unterschieden und ihnen somit oftmals keine der gewohnten Angriffspunkte boten, indem sie beispielsweise keine stehenden Heere kannten, die zu schlagen, oder keine Hauptstädte oder Handelszentren besaßen, die einzunehmen waren

Verbände wurden nicht etwa aus dem Kriegsgeschehen verbannt, sondern institutionalisiert, indem sie einer strengeren Kontrolle unterworfen und endgültig in die reguläre Armee integriert wurden.

- 11 Friedrich II. musste das 1757 eroberte Prag aufgeben, weil das Umland von leichten österreichischen Truppen beunruhigt wurde.
- 12 Tagebuch Trotha, TA 122/17, Eintrag 20.7.1904.

(vgl. Callwell 1996: 34f., 40f.). Die zu verfolgenden strategischen Ziele waren unklar, mithin fehlten die Kriterien, wie ein solcher Krieg überhaupt zu gewinnen war. Daher rührte für Callwell (1996: 51f.) die besondere »Ungewissheit« im Kleinen Krieg.

Die Asymmetrie bot den Kolonialmächten einen Vorwand, sich über die in europäischen Staatenkriegen mehr oder weniger geltenden, gewalthegenden Normen hinwegzusetzen. Ebenso wenig wie andere Kolonialmächte sah sich das Deutsche Reich in Konflikten mit sub- resp. nichtstaatlichen Gegnern an kriegsvölkerrechtliche Beschränkungen gebunden, galten diese Beschränkungen doch nur in Beziehung auf Signatarstaaten (vgl. Großer Generalstab 1902). Selbst ein als gemäßigt geltender Offizier wie Leutwein ging beispielsweise davon aus, dass ein allgemeiner Aufstand gegen die deutsche Kolonialherrschaft »zweifelloso die Tötung sämtlicher waffenfähiger Gefangener« nach sich ziehen müsse (zit. n. Schaller 2004b: 210; vgl. Wesseling 1981: 62, 1989: 3f.; Schmidl 1991: 124).

Wenn sich der Staat an keine kriegsvölkerrechtlichen Normen gebunden sieht und nicht auf ihre Einhaltung drängt, hat das auch Rückwirkungen auf das Rollenverständnis des Soldaten, der Mitglied einer »konventionellen«, staatlich organisierten Armee ist. So war es in dieser Hinsicht durchaus treffend, wenn sich die Schutztruppler als »Landsknechte« bezeichneten, und nicht verwunderlich, dass sie sich auch so verhielten.¹³ Wenn der Offizier von Frankenberg beiläufig erwähnt, wie eine Frau, die den Deutschen in die Hände gefallen war, nach kurzem Verhör »als Spionin, Lügnerin usw. samt Kind erschossen« wurde,¹⁴ ist dies vor allem Ausdruck der Brutalisierung der Truppen, aber eben einer Brutalisierung, die aus Kleinkriegsszenarien und der diese kennzeichnenden Unübersichtlichkeit hervorgeht. Die herkömmliche, mehr oder weniger stabile Unterscheidung von Front und Hinterland bricht zusammen; auf der einen Seite ist der Feind kaum jemals zu fassen, auf der anderen Seite scheint er überall zu lauern. Die »Ungewissheit« schlägt in Angst um, welche die Soldaten auf Schritt und Tritt verfolgt.¹⁵ Angst vor dem Gegner, vor Tod und Verwundung gehören dem

13 Damit hing der Prozess der »Afrikanisierung« der Kriegführung zusammen. Diese umschrieb und rechtfertigte speziell mit Blick auf Ostafrika die Brutalisierung der Kämpfe. Afrika sei »grausam von Grund aus«, schrieb Maercker (1893: 201) über zehn Jahre vor seinem Einsatz in DSW über die Kriegführung in Ostafrika und forderte, dass sich die Europäer an die (angeblichen) Gepflogenheiten vor Ort anpassen sollten, um dort zu bestehen.

14 Tagebuch v. Frankenberg, NAN, AACRLS.070, S. 128.

15 Auch nachts kamen Truppen in solchen Szenarien kaum zur Ruhe. Das galt nicht zuletzt für die britischen Truppen im Zulu-Feldzug 1879, die sich immerhin einem Gegner gegenübersehen, der sich auf größere Gefechte einließ. Ob die nächtlichen Paniken in den Truppenlagern tatsächlich immer

Krieg grundsätzlich zu, aber nehmen im Kleinen Krieg insbesondere dadurch andere Ausmaße an, dass unklar ist und bleibt, wer überhaupt der Gegner ist, wo und wann er zuschlägt. Sind es die »farbigen« Domestiken und Transportarbeiter oder die San-Familie, die scheinbar zufällig den Weg der Truppe kreuzt?

Die »Stories« über angeblich von Herero-Frauen an deutschen Soldaten verübte Greuel, die in DSW nach dem Kriegeausbruch die Runde machten (vgl. z.B. Krüger 2004), sind typisch für Kleinkriegsszenarien und Ausdruck der »Ungewissheit« und Angst, die sich der Truppen angesichts der unübersichtlichen Lage bemächtigt.¹⁶ Die Schauergeschichten, die Frauen und Kinder zu ihren Protagonisten haben, führen den Soldaten vor Augen, dass im Kleinkrieg niemandem zu trauen ist und sich noch hinter der unscheinbarsten Fassade der Feind verbergen kann (Horne / Kramer 2008: 169).

Für Callwell (1996: 44) lag die hauptsächliche Herausforderung in Kleinen Kriegen in dem Kampf mit einer für europäische Maßstäbe ungewohnten, ja lebensfeindlichen Natur. Mit Blick auf die Literatur, die sich mit den Kriegserfahrungen in vergleichbaren Konflikten auseinandersetzt, lässt sich noch ein Schritt weitergehen. Die »Ungewissheit« ist so umfassend, dass nicht nur Menschen, sondern auch die belebte wie unbelebte Natur mit Angst besetzt werden. »Bei einer solchen Art der

von feindlichen Spähern verursacht waren (Montague 2006: 46, 72f.), bleibe einmal dahingestellt; mit Sicherheit weiß Montague zu berichten, dass unter den Soldaten eine immer größere Nervosität und Erbitterung herrschten (Montague 2006: 88, 104). Tim O'Brien (1991: 59) fasst die Situation treffend zusammen: »No safe ground: enemies everywhere. No front or rear. At night he had trouble sleeping – a skittish feeling – always on guard, hearing strange noises in the dark, imagining a grenade rolling into his foxhole or the tickle of a knife against his ear.«

- 16 Die Angst vor Frauen und ihrer Mitwirkung an Kampfhandlungen ist ein Topos, der in der neueren deutschen Militärgeschichte immer wiederkehrt, stets freilich in Verbindung mit Szenarien des Kleinkriegs und des »Volkskriegs«, in denen die Trennung von »Zivilist« und »Kombattant« hinfällig zu werden droht. In den Kämpfen der Pariser Kommune traten die »pétroleuses« auf, welche deutsche Soldaten mit siedendem Pech oder Öl übergossen (Horne / Kramer 2008: 166). Bei der Besetzung Frankreichs und Belgiens 1914 erzählte man sich Geschichten von Mädchen, die sich an den Kämpfen beteiligt und Verwundete auf besonders »heimtückische« und »bestialische« Weise gequält und getötet hätten (Horne / Kramer 2008: 168). In den Kämpfen der Freikorps im Baltikum gegen sowjetische Irreguläre wurde die Gefahr der »Flintenweiber« beschworen (Sprenger 2008: 139). Das Auftreten der Frauen in Kampfhandlungen galt den Soldaten, wie Sprenger ausführt, als Ausweis der Amoral, Degeneriertheit und Unmenschlichkeit des Gegners. In kaum einem der genannten Fälle ist das Mitwirken von Frauen an Kampfhandlungen tatsächlich belegt.

Kriegführung trägt der Schein stets; alle Gewissheiten lösen sich auf; feste Wahrheiten verkehren sich ins Gegenteil«, stellt Jonathan Shay (1998: 73) fest. Nichts ist mehr, wie es scheint. Der unbeteiligte Zivilist entpuppt sich als Feind, das friedlich weidende Vieh als tödliche Falle, der passierbare Weg als Hinterhalt, unter hinter jedem Strauch kann der Tod lauern. Noch das unscheinbarste Ding kann sich von einem Augenblick auf den anderen als »Waffe« entpuppen, »die das Opfer mit Vernichtung bedroht« (ebd.).

Indem zentrale Trennungen wie »Front/ Hinterland« oder »Kombatant/ Zivilist« hinfällig werden, spielt die Frage nach der Schuld oder Unschuld der Opfer eine immer geringere Rolle. Weil Kleine Kriege meist kein »konventionelles« Ende kennen, da es keine Armee zu besiegen oder Hauptstadt einzunehmen gibt, besitzen sie eine Affinität zu extremen, ja totalen Lösungen – Zwangsumsiedlung und Deportation in Konzentrationslager entstanden nicht zufällig im Zuge der Kleinen Kriege auf Kuba, den Philippinen oder in Südafrika (vgl. Stucki 2013, 2012; Schumacher 2006; Kreienbaum 2015). Auch der Krieg gegen die Herero traf gleichsam nicht *unglücklicherweise*, sondern *gerade* die »Unschuldigen«. Nachdem der Vernichtungsstrategie Trothas offiziell ein Ende gesetzt worden war, verstetigte, ja institutionalisierte sich die entgrenzte Gewalt gleichsam folgerichtig in den Konzentrationslagern, in denen die »Kriegsgefangenen«, d.h. die Überlebenden der jeweiligen Gruppen, zusammengepfercht und einer kollektiven Bestrafung unterzogen wurden. Wie ein Offizier beklagte, richtete sich die Lagerherrschaft von vornherein gegen einen »überwundenen, jämmerlichen Gegner«, zu dem unterschiedslos auch Frauen, Kinder und Greise gerechnet wurden.¹⁷ Der stellvertretende Gouverneur Hans Tecklenburg brachte diese Entwicklung auf den Punkt, als er erklärte, dass er keine Unschuldigen, sondern allenfalls noch »Wenigerschuldige« kannte.¹⁸ Die Lagerherrschaft bildete insofern die Fortsetzung des Kleinen Krieges mit anderen Mitteln.

Deutsches Militär in Südwestafrika

Sowohl zunächst die Herero als auch später die Nama und Oorlam stellten die deutsche Kriegführung vor erhebliche Schwierigkeiten, weil sie ihre überlegene Geländekenntnis, Genügsamkeit und Mobilität dazu nutzten, größeren Gefechten mit den deutschen Truppen auszuweichen und diese in Hinterhalte zu locken (Maercker 1908: 111; Belwe 1906: 79). Sie bedienten sich evasiver Strategien: Ein gelungener Rückzug oder eine geglückte Flucht galten ihnen als Erfolg, wenn nicht als Sieg (Heywood/

¹⁷ NAN ZBU 2369, Bl. 134.

¹⁸ NAN ZBU D.IV.L.3, Bd. 1, Bl. 62.

Lau 1992: 143; Kukuri/Dammann 1983: 125). Mit taktischen Erfolgen im europäischen Sinne, die darin bestanden, die Stellungen des Gegners einzunehmen oder diesen zu zwingen, das Schlachtfeld zu räumen, war daher meist nichts erreicht (Leutwein 1899: 5, 29), auch weil man damit die Moral des Gegners eher aufbaute als schwächte. Der Kleine Krieg überforderte das deutsche Militär, indem er es scheinbar unterforderte. Militärische Doktrin und Strategie waren am Großen Krieg mit seinen großen, konzentrisch angelegten Schlachten ausgerichtet, die den Ruhm des Großen Generalstabes begründet und das Deutsche Reich militärisch zu einer ausgesprochenen »Victory Culture« gemacht hatten. Derlei Erfolge verringerten die Bereitschaft, die eigene militärische Ausrichtung und Strategie je nach Kontext zu überdenken, schon gar nicht in Ansehung eines »kleine[n] verachtete[n] Kaffernkrieg[s]« (Marchand-Volz 1998: 137). Die militärische Führung, allen voran Lothar von Trotha, dachte den Krieg eurozentrisch – und das, obwohl Trotha auf Erfahrungen in China und Ostafrika zurückblicken konnte.

Der Ausrichtung entsprach die Bewaffnung, die vorrangig für Konflikte zwischen strukturell ähnlichen Akteuren und auf eigens dafür gewählten Schlachtfeldern berechnet war. Auf allen Schauplätzen DSWs wählten die Aufständischen das Gefechtsfeld so aus, dass die Überlegenheit der Waffen der deutschen Truppen möglichst nicht zur Entfaltung kam. Bald zeigte sich, dass eine Waffe wie die Artillerie in Gefechten nur in seltenen Fällen eine entscheidende Rolle spielte,¹⁹ immer aber eine Belastung darstellte, weil sie die Kolonnen erheblich verlängerte, sie weithin sichtbar, sehr langsam und verletzbar machte.²⁰ Mobilität war von ausschlaggebender Bedeutung. Sie wurde jedoch durch

- 19 Brünneck, der als Adjutant bei einer Artillerieabteilung seinen Dienst versah, schrieb selbst, dass seine Abteilung auf diesem Schauplatz »überflüssig« und »störend«, den »alten Afrikanern« daher – die um die überragende Bedeutung von Beweglichkeit und Geschwindigkeit wussten – ein »Greuel« gewesen sei (Briefe v. Brünneck, NAN, Private Accessions, A.583, Brief vom 31. Juli 1904).
- 20 Es ist beinahe ein Gemeinplatz der deutschen Kriegserinnerungen, der Artillerie eine tiefgreifende »moralische« Wirkung auf den indigenen Gegner zuzuschreiben. Möglicherweise spiegelte diese Einschätzung aber eher ein »monologisches« Bild vom »Eingeborenen« als die tatsächlichen Erfahrungen im Krieg. Aus der Schilderung eines Gefechts im Februar 1904 geht beispielsweise hervor, dass die Herero ihre mit Felsblöcken ausgebaute Stellung erst aufgaben, als sie von den deutschen Truppen umgangen worden war, während das Artilleriefeuer völlig wirkungslos geblieben war (Großer Admiralstab 1905b: 22f.) Wie gering die »moralische« Wirkung der Artillerie auf den Gegner tatsächlich war, dokumentiert sich in den in den Protokollen der Verhöre gefangener Nama und Oorlam in hinreichender Deutlichkeit (vgl. NAN ZBU D.IV.M.2, Bd. 4).

schwere Bewaffnung eingeschränkt, die für Gefechtsszenarien entworfen war, die den südwestafrikanischen Verhältnissen nicht entsprachen. Von Brünneck klagte im Vorfeld der Schlacht am Waterberg, dass es im Dornbusch nicht einmal möglich war, eine Stellung zu finden, wo sich ein Geschütz postieren ließ.²¹ In größeren Gefechten europäischen Zuschnitts mochte die überlegene Feuerkraft entscheidend sein, in DSW galt dies nicht ohne weiteres.

Die deutsche Militärdoktrin setzte traditionell auf die Vernichtung des Gegners (vgl. Wallach 1970). Militärs, die mit den südwestafrikanischen Verhältnissen vertraut waren, plädierten demgegenüber für eine Ermattungsstrategie, dafür, dem Gegner mit kleinen, mobilen Abteilungen möglichst ohne Unterlass nachzusetzen und ihn nicht zuletzt durch Verluste an Mensch und Vieh²² in die Resignation und damit an den Punkt zu treiben, an dem er sich bereitfinden würde, die Friedensbedingungen der Gegenseite zu akzeptieren. Trotha aber wollte eine einseitige Lösung durch Vernichtung. Mit dem Festhalten an dieser, unter den gegebenen Umständen wohl illusionären Zielsetzung zog sich der Krieg in die Länge und führte auf beiden Seiten zu erheblichen Verlusten. So machte die Anlage der Schlacht am Waterberg auf den Offizier Viktor Franke zwar einen »durchaus sachgemäßen und verständigen« Eindruck, aber sie schien ihm nicht den Bedingungen vor Ort angepasst: Eine Einkesselung würde mit den verfügbaren Truppen schwierig sein, zumal der Gegner diese nicht ruhig abwarten würde.²³ Trothas Stabschef, Martin Chales de Beaulieu, gab zu, dass die Direktiven für die anschließenden Verfolgungsoperationen »mehr oder minder nur für Berlin berechnet« gewesen seien.²⁴ Die verfehlte, da nicht an lokalen, sondern an Berliner Standards ausgerichtete Strategie brachte keine sichtbaren Erfolge, forderte immer mehr Opfer aus den eigenen Reihen und erregte bei der Truppe Unmut gegen Hauptquartier und Generalstab – die »große Blechbude«, wie Franke sich ausdrückte.²⁵ Stauffenberg klagte in einem Brief:

»Hätten nicht gewisse Faktoren in Deutschland immer nach raschen Taten und ›Siegen‹ gedrängt, wir hätten sachte Wasser um Wasser genommen, und, mit der Zeit natürlich, schon bei Waterberg die Hereros erdrosselt wie jetzt, so glaube ich mit vielen alten Afrikanern. Das hätte

21 Briefe v. Brünneck, NAN, Private Accessions, A.583, Brief vom 31. Juli 1904.

22 Siehe Viktor Franke, »Die Tätigkeit der 2. Feldkompanie vor und beim Ausbruch des Aufstandes in Süd-West-Afrika«, BArch. N/1030, 21, Bl.17, S. 34.

23 BArch., NL Viktor Franke, NL. 30/3a, Bl. 357 (Eintrag 6. August 1904).

24 Ebd., Bl. 365 (Eintrag 16. August 1904).

25 Ebd., Bl. 362 (Eintrag 11. August 1904).

nicht einen Bruchteil des Blutes gekostet. Wie ist doch bei uns so vieles hohl und feige und erbärmlich« (Marchand-Volz 1998: 144).

Fehlgeleitete Militärdoktrin und Bewaffnung gingen mit beträchtlichen Unzulänglichkeiten in Ausbildung, Ausrüstung und Zusammenstellung der Truppen einher.

Die berittene Infanterie, wie sie die Kriegführung in DSW erforderte, war eine Waffe, die zu der herkömmlichen Einteilung des Heimatheeres querstand.²⁶ Weder war sie nur Infanterie, noch bloß Kavallerie, sondern vereinigte Elemente beider Waffengattungen. Der herkömmliche Infanterist hatte keinerlei Erfahrung im Umgang mit Pferden. Dies allein wog bereits sehr schwer genug, da mangelhafte Weide- und Wasserverhältnisse, die in DSW immer wieder auftraten, schnell dazu führen konnten, dass die Pferde »wie die Fliegen« starben.²⁷ Das Gros der Pferde musste aus verschiedenen Kontinenten zugekauft und ins Land geschafft werden, um den plötzlich gestiegenen Bedarf zu decken. Ein großer Teil der Pferde war offenbar »minderwertig« (Großer Admiralstab 1905b: 17), in jedem Fall aber waren die Tiere nicht ohne weiteres einsatzbereit.²⁸ Die eingeführten Pferde wurden in der Regel mit Hafer gefüttert, aber bei längeren Operationen im Innern DSWs war es gänzlich ausgeschlossen, ausreichende Mengen an Hafer mitzuführen. Die Pferde mussten an Weide überhaupt und an die südwestafrikanische Weide insbesondere gewöhnt werden.²⁹ Im Zuge der hastigen

- 26 Die folgenden Überlegungen lehnen sich insbesondere auf die Denkschrift des Offiziers Rudolf von Hardenberg, der den Krieg im Norden sowie im Süden des Landes mitmachte, mit dem Titel: »Kavalleristische Gedanken über den Hottentottenfeldzug 1904/05 (Kalkfontein, 24. Mai 1905)« (NAN, Private Accessions, A.0151 v. Alten, Nr. 10, Bl. 1–4).
- 27 Tagebuch v. Hardenberg, NAN, Private Accessions, A.0151 v. Alten, Nr. 2, Bd. I, Bl. 48 (Eintrag 18. August 1904).
- 28 »Schwierigkeiten bei der Mobilmachung macht besonders die Versorgung mit Pferden und die ungewohnte Art der Pflege derselben. Die Pferde leiden viel an Sterbe, wodurch ein großer Prozentsatz verloren geht. Viele laufen fort und können nicht wieder eingetrieben werden. Die preußischen Pferde besonders sind schwer an die Weide zu gewöhnen.« (Anonymus, »Kriegstagebuch«, NAN, Sammlung Lemmer, L1032, Eintrag 19. April 1904)
- 29 Innerhalb weniger Tage entliefen allein der 7. Kompanie mehrmals die Pferde. Nur mit viel Glück konnte das Gros nach nur einem Tag wieder eingebracht werden (Anonymus, »Kriegstagebuch«, NAN, Sammlung Lemmer, L1032, Einträge 5. und 6. Juni 1904). Am 6. Mai reichte anderweitig ein Unfall aus, daß die Pferde einer Kompanie und einer Batterie ausbrachen. Es dauerte Tage, bis sie wieder eingefangen waren. Derweil blieben die Einheiten »bewegungsunfähig« (Eckl 2005: 243). Viele Tiere verletzten sich an dem harten Gras die Mundhöhlen, die dann eiterten und schwollen, bis die Tiere verendeten.

Truppenaufstockungen im Jahre 1904 kam die Pferdehaltung allerdings sehr kurz und überschritt das Vermögen des durchschnittlichen Infanteristen deutlich. Die meisten »Reiter«, die nicht weniger übereilt ins Land geschafft worden waren als die Tiere, konnten sich oft nicht einmal im Sattel halten. Von 20 neuen Reitern, die Oberleutnant Epp (Eckl 2005: 230) zugewiesen bekam, waren 17 Infanteristen, »die nie auf einem Pferde gesessen« waren. Solchen Leuten war nun die Aufgabe übertragen, die Tiere an die neuen wie schwierigen Verhältnisse zu gewöhnen – eine Aufgabe, von deren Gelingen die effektive Kampfkraft der Truppe maßgeblich abhing.

Der Kavallerist war im Reiten und im Umgang mit Pferden geschult, aber er entbehrte der infanteristischen Ausbildung, die für den Einsatz als berittener Infanterist unabdingbar war. Der Infanterist war im Gefecht ausgebildet und beherrschte das Bilden von Schützenlinien, geordnetes Vorgehen oder das Führen von Rückzugsgefechten; er hatte gelernt, das Gelände auszunutzen und sich Deckung zu suchen; darüber hinaus war er im Einzelschießen ausgebildet. Die Schulung des Kavalleristen beschränkte sich auf das Reiten und die Pflege der Tiere sowie auf spezielle Formationen, die in DSW nicht angewandt wurden.³⁰ Insbesondere für die Kavalleristen galt, dass »Buschgefechte« täglich geübt werden mussten (Großer Admiralstab 1905b: 36).

Die Kampfkraft der berittenen Infanterie hing im hohen Maß von dem Zustand der Pferde ab. Nur halbwegs gesunde Pferde sicherten den Verbänden die Mobilität und Schnelligkeit, die notwendig waren, um in einem so weiten Land einem hochmobilen Gegner gewachsen zu sein. Erfahrene Südwester Offiziere wie Viktor Franke hatten immer einen Blick auf den Zustand der Pferde und legten in der Ausbildung ihrer Kompanien großen Wert auf deren fachgerechte Pflege.³¹ Ohne ein Pferd, das ihn zuverlässig an den Feind brachte, vermochte der Infanterist nichts auszurichten. Der Kavallerist mochte sich darauf vielleicht besser verstehen, war dafür aber im Gefecht den Gegnern unterlegen, die besser schossen.³² Der Admiralstab der Marine (1905b: 19) konnte nicht umhin zu betonen, dass der »Neuling« »als Schütze und im Ausnutzen von Deckungen« von den Herero »nur [...] lernen« konnte.

Aus keiner der Waffengattungen des Heimatheeres konnten Mannschaften entsandt werden, die den Erfordernissen des südwestafrikanischen Kriegsschauplatzes unmittelbar gerecht wurden. Oft genug hatten die Mannschaften noch im Gefecht einen Kampf mit der eigenen

30 Siehe NAN, Private Accessions, A.0151 v. Alten, Nr. 10, Bl. 2.

31 Z.B. »Die Tätigkeit der 2. Feldkompanie vor und beim Ausbruch des Aufstandes in Süd-West-Afrika«, BArch. N/1030, 21, Bl.17, S. 33.

32 Siehe NAN, Private Accessions, A.0151 v. Alten, Nr. 10, Bl. 2f.

Waffe oder dem eigenen Pferd auszutragen.³³ Das Problem verschärfte sich durch den explodierenden Bedarf an Truppen, deren Stärke innerhalb von anderthalb Jahren verzwanzigfacht wurde, und den Zeitdruck, dem ihre Mobilisierung unterlag. Für Ausbildung und Eingewöhnung der Truppen stand sehr wenig Zeit zur Verfügung.

Zu den schwerwiegenden Defiziten der Mannschaften aus Deutschland sowohl im Verhältnis zu den altgedienten Kolonialtruppen als auch zu den gegnerischen Kämpfern³⁴ gehörte der Mangel an Selbständigkeit, wie auch Stuhlmann als Neuling in der Kolonie sogleich auffiel.³⁵ Nicht zuletzt das tiefe Misstrauen der führenden Eliten in die unteren städtischen Schichten hatte dazu geführt, dass die Truppen auf den Kleinen Krieg – übrigens ebenso wenig auf den zukünftigen Großen Krieg, der sich im Zuge der enormen Entwicklung der Waffentechnologie tiefgreifend veränderte – optimal vorbereitet wurden.³⁶ Zwar war die »Auftragstaktik« im Exerzierreglement von 1906 grundsätzlich als Teil der Ausbildung verankert, aber auch noch nach 1906 hob sich die tatsächliche Ausbildung kaum von der hergebrachten ab. Die neueren Entwicklungen der Waffentechnologie machten es notwendig, die Soldaten in dünnen Linien kämpfen zu lassen – in so dünnen Linien, dass eine direkte Beaufsichtigung durch die Offiziere nicht mehr möglich war. Kehrseitig bedeutete dies, dass eine viel höhere Selbständigkeit von den Soldaten gefordert wurde. Der Soldat musste das Gelände ausnutzen wissen, um sich selbständig Deckung zu suchen; er schoss nicht mehr auf Kommando und in Salven, sondern musste sich fortan seine Ziele selbständig aussuchen und eigenverantwortlich mit seinem Patronenvorrat haushalten; ebenso musste er selbst über den Augenblick des Vorgehens entscheiden.

In DSW wurde den Truppen eine solche Selbständigkeit abverlangt. Kleine Einheiten mussten große Räume abdecken und dazu die Reichweite

33 Das hat nach Hardenberg gravierende Folgen: »Wie kann ein Patrouillenführer z.B. sachgemäß reiten, wenn seine Leute nicht Herrn ihrer Pferde sind, wenn sie sich in stetem Kampf mit dem Herunterfallen befinden, wenn sie nur zu zweien nebeneinander auf der ›Patt‹ und nicht ausgeschwärmt vereinzelt reiten können. Es ist bei Patrouillen, die sich schnell zurückziehen mußten, vorgekommen, daß Reiter bei dieser Gelegenheit das erste Mal in ihrem Leben Galopp geritten sind.« Eine solche Patrouille hatte keinen »praktischen [...] Wert«. Unter den angeführten Umständen war ein »geschlossenes Reiten einer Kompanie und die Bildung verschiedener notwendiger Formationen ausgeschlossen« (NAN, Private Accessions, A.0151 v. Alten, Nr. 10, Bl. 1f.).

34 Hardenberg macht ausdrücklich darauf aufmerksam, dass sich die Stärke der »alten« Truppe wesentlich in den Auseinandersetzungen mit so fähigen wie zähen Feinden wie Nama und Oorlam entwickelt habe (NAN, Private Accessions, A.0151 v. Alten, Nr. 10, Bl. 2f.).

35 NAN, Private Accessions, A.0109, S. 90.

36 Vgl. hierzu und zu den folgenden Ausführungen Warburg (2009: 211–217).

und Durchschlagskraft ihrer Hinterlader optimal ausnutzen. Auf der Ebene der Kompanie war ein umfassendes Kommando nicht mehr durchgängig möglich.³⁷ Dies galt erst recht für Gefechtssituationen: »Selbst von der eigenen Truppe sahen die wenigsten mehr als den Nachbarn rechts und zur Linken«, schildert ein Offizier seine Gefechterfahrung in Südwest (Stülpnagel 1905: 110).³⁸ Aber auch darüber hinaus war der einzelne Soldat gefordert. In dem meist unübersichtlichen Gelände mussten Patrouillen zur Aufklärung geritten werden, bei denen es galt, sich in einem Gelände zurechtzufinden, das hierfür selten die gewohnten Orientierungspunkte bot. Die Reiter mussten sich demzufolge selbständig orientieren können, zumal ein Verirren verheerende Folgen haben konnte.³⁹ »Jede Patrouille ist ein Todesritt«, kommentierte Stuhlmann.⁴⁰

Allerdings hatte die Ausbildung im Reich die Mannschaften darauf nicht hinreichend vorbereitet. Soziale Gesichtspunkte waren dabei für

- 37 Im Buschgelände war jederzeit mit Überfällen aus nächster Nähe zu rechnen. Dem musste bei der Ausbildung der Reiter Rechnung getragen werden. Sie musste die Soldaten in die Lage versetzen, im Zweifelsfalle auch selbständig und ohne direkte Befehle zu handeln. Franke hat Situationen erlebt, in denen »die Kompanie dem Auge des Führers momentan gänzlich entzogen« war; umso klarer war ihm, daß die Mannschaften dahingehend auszubilden waren, dass »sich jeder an dem vorher zugewiesenen Platz einstellen« könne, da die Leitung im Gefecht oftmals »furchtbar erschwert, fast unmöglich« war, schon weil die Stimme des Kommandeurs unter dem Gewehrfeuer verhallte und er »bisweilen kaum 10 Mann« um sich versammelt sehen konnte (»Die Tätigkeit der 2. Feldkompanie vor und beim Ausbruch des Aufstandes in Süd-West-Afrika«, BArch. N/1030, 21, Bl.10, S.19 f.).
- 38 Manch ein Soldat blickte in Afrika vielleicht erstmals Erfahrung in das Antlitz moderner, von weittragenden Hinterladern geprägter Gefechte, die das Erleben der Weltkriegsteilnehmer im weiteren 20. Jahrhundert so nachhaltig prägen sollten. Diese beschrieben das Schlachtfeld immer wieder als »kalt«, »leer« und als den einsamsten Ort auf der Welt (Marshall 2000: 44). Carl Zuckmayer (2005: 275) erinnerte sich an die Schlachten des Ersten Weltkrieges »als an eine ungeheure Einsamkeit. Immer, wenn es ums Letzte ging, war man allein. [...] Kein Mensch war zu sehen, alles verkrochen, versteckt, begraben. Dieses Alleinsein war grauenvoll«. Zudem kam es den Soldaten so vor, als bekämpften sie Phantome, weil die Gegner, wie sie selbst, aus großer Entfernung und sicherer Deckung feuerten; wie noch zu sehen wird, machten die Soldaten bei den Gefechten mit den Herero ähnliche Erfahrungen.
- 39 Wie riskant die Patrouillenritte auch ohne Feindeinwirkung sein konnten, belegt ein Tagebucheintrag Hardenbergs. Er habe sich auf einem Ritt im September 1904 in »verzweifelter Lage« befunden, weil es ihm nicht gelungen war, eine Wasserstelle zu finden. Er wusste, dass wenn seine Annahmen über den eigenen Standort falsch gewesen wären, die Patrouille »verloren« gewesen wäre (NAN, Private Accessions, A.0151 v. Alten, Nr. 3, Bl. 11).
- 40 Tagebuch Stuhlmann, NAN, Private Accessions, A.0109, S. 125.

die Eliten ausschlaggebend. Da sie sich die neuen Massenheere zu einem immer größeren Maße aus städtisch-proletarischen Milieus rekrutierten, die als sozial unzuverlässig galten, erschien es wünschenswert, sie auch im Gefecht stets unter die strenge Aufsicht von Offizieren gestellt zu wissen. Deswegen tendierte man noch zu einem Zeitpunkt, als sich erahnen ließ, dass die zerstörerische Kraft der Artillerie und des Maschinengewehrs solche Konzentrationen ausschloss, dazu, die Truppen auf engstem Raum zusammenzuziehen, um sie der Aufsicht der Offiziere zu unterwerfen (Warburg 2009: 218). Entsprechend waren die Mannschaftssoldaten daran gewöhnt, der Kontrolle und dem direkten Kommando durch Offiziere zu unterstehen, und es mangelte ihnen an Selbständigkeit.⁴¹

Damit verband sich eine weitere Schwierigkeit. Aufgrund der waffentechnischen Entwicklungen und der grundlegenden Transformation des modernen Schlachtfeldes war die Einführung und Umsetzung der Auftragstaktik, die ein vergleichsweise hohes Maß an Autonomie voraussetzte, überfällig geworden. Zwar wurde sie von den Exerzierreglements der Jahrhundertwende ausdrücklich berücksichtigt, aber man verstand unter »Disziplin« im Allgemeinen eher das Wahren einer sichtbaren Ordnung im Sinne der längst überkommenen Lineartaktik, mithin *Verhaltenskonformität*. Disziplin erstreckte sich nicht unbedingt auf die Gesinnung des einzelnen Soldaten und setzte nicht auf die selbständige Aneignung resp. Interiorisierung soldatischer Normen durch den Einzelnen. Der äußere Zwang trat noch nicht vor einem habitualisierten Selbstzwang zurück, und dieser Umstand hatte besonders da Auswirkungen, wo die Soldaten keiner Aufsicht unterstellt waren. Stuhlmann bemerkte, dass die Unselbständigkeit der Soldaten damit einherging, dass diese ihre Aufgaben nicht erfüllten, wenn sie sich unbeobachtet wähten.⁴² Auf dem Kasernenhof mochte sich dieser Umstand kaum auswirken, dafür aber in einem Kleinkriegsszenario, wo selbst der einfache Soldat zum Herrn über Leben und Tod aufsteigen konnte. Zwar wurde beispielsweise auch von der Siedlerpresse die angebliche moralische »Überlegenheit« des »Weißen« beschworen und an diesen appelliert, ihr ein entsprechendes Handeln folgen zu lassen;⁴³ aber letztlich wurde auch von der Führung das Problem wohl als nicht so schwerwiegend empfunden, als dass sie entschlossen eingeschritten wäre, da auch dieser Kleine Krieg noch keine moderne Aufstandsbekämpfung darstellte, sondern

41 NAN, *Private Accessions*, A.0109, S. 90.

42 »Unselbständigkeit« und »Unzuverlässigkeit« der Neuankömmlinge hingen für Stuhlmann zusammen. Da sie daran gewöhnt waren, alles von ihren Vorgesetzten vorgeschrieben zu bekommen, taten sie selten das, was von ihnen erwartet wurde, wenn sie nicht unter Aufsicht standen. Sie brauchten »immer Anweisungen« (NAN, *Private Accessions*, A.0109, S. 90).

43 »Aus Deutschland«, in: *DSWAZ* vom 6.9.1905, 2. Beilage.

sich in gewaltsamer Repression erschöpfte (Beckett 2011: 26). Moderne Aufstandsbekämpfungen sind Konflikte, in denen legitimatorische Aspekte zunehmend eine Rolle spielen. Dabei geht es nicht *nur* darum, die Gegenseite niederzuwerfen, denn das ›Wie‹ ist keinesfalls nebensächlich: Die beanspruchte Überlegenheit gegenüber dem Gegner muss sich auch in dem Verhalten der eigenen Kombattanten widerspiegeln – so wenig freilich dieser Anspruch jemals erfüllt wird. In DSW aber ging es tatsächlich nur darum, den Aufstand unter allen Umständen niederzuschlagen, wobei die Mittel gleichgültig waren. Das Kernproblem moderner Aufstandsbekämpfung war auf strategischer Ebene noch nicht erkannt, und der Staat sorgte sich kaum, sich durch ein überhartes Vorgehen zu delegitimieren (vgl. dazu insbesondere Daase 1999).

Die Qualität der nachgeführten Truppen litt auch unter den Umständen, unter denen sie aufgeboden wurden.⁴⁴ Sie rekrutierten sich aus Freiwilligen aus allen Heeren der einzelnen Bundesstaaten. Dies brachte es mit sich, dass die neu gebildeten Kontingente bunt zusammengewürfelt waren und aus verschiedenen Waffengattungen und völlig unterschiedlichen Regionen stammten. Oberleutnant Epp (Eckl 2005: 229f.) klagte:

»Was hier alles im Feld steht: Alte Schutztruppe, neue Schutztruppe z[um] größt[en] Teil noch nicht beritten, eingezog[ene] Reserve-Landwehrleute d[es] Schutzgebietes, LandsturMLEute, ehemal[ige] Schutztrup[p]en Soldaten, die ansässig sind, Marine Inaf[anterie] Matrosen vom Habicht, Buren als Führer der Ochsenwagen, Bastards v[on] Rehobott [sic], Witboi-Hottentotten als Hilfstruppen, einzelne Klippkaffern als eingeborene Soldaten.«

Es fehlte unter diesen Umständen an den typischen Quellen des Korpsgeists, von Identifikation, Kohäsion und Solidarität, nämlich an landsmannschaftlicher Zugehörigkeit und an Zusammengehörigkeit zu einer gemeinsamen Waffengattung (Creveld 2009: 62). In den neugeschaffenen Verbänden fiel auch die Tradition als Mittel der Einheitsstiftung weg. »Es sind immer Menschen herausgeschickt worden, aber keine organisierten Truppenkörper«, fasste Epp (Eckl 2005: 246) zusammen.

Die Herkunft aus verschiedenen Waffengattungen erschwerte die Ausbildung, weil Artilleristen, Infanteristen und Kavalleristen sich in neuen Einheiten wiederfanden, in denen ihr jeweiliger Ausbildungsstand nicht übereinstimmte. Schwer wog jedoch, dass die Offiziere ihre Mannschaften und Unteroffiziere manchmal erst nach der Ankunft im Land selbst kennenlernten. Dass die Kampfkraft der neuen Verbände geringer als

44 Anonymus, »Kriegstagebuch«, NAN, Sammlung Lemmer, L1032, Eintrag 19. April 1904.

diejenige der alten Verbände ausfiel,⁴⁵ war nicht zu vermeiden.⁴⁶ Entsprechend stimmten die deutschen Offiziere und die Gegner darin überein, dass die im Laufe des Krieges nachgeführten Truppen bedeutend schlechter als die altgedienten Verbände waren. Den altgedienten Verbänden gingen die Nama und Oorlam meist aus dem Weg, während sie vor den neuen Truppen nicht den »geringsten Respekt« empfanden.⁴⁷ Kurd Schwabe (1907: 219) pflichtete dem Urteil bei und stellte fest, dass der Unterschied zwischen den eingesessenen und nachgeführten Truppen in den »bisherigen Gefechten deutlich hervorgetreten« sei. Bereits ein bloßer »Kern von guten alten Schutztrupplern«, betont Stuhlmann, war eine so »vorzügliche Kraft«, dass sie »auch die anderen mitreißt, es ihnen gleichzutun«.⁴⁸

Die genannten Defizite, die auf die Rechnung der militärischen Führung gingen, hatten Rückwirkungen auf die Moral der Truppe. Shay hat darauf aufmerksam gemacht, dass eine Armee ein soziales Gebilde darstellt, das durch verbindliche Werte und Erwartungen geprägt ist, von denen einige aus formalisierten Regeln, andere aus überlieferten Traditionen bestehen. Zusammen bilden sie ein »sittliches Universum, das die Teilhaber die meiste Zeit über für legitim, »natürlich« und persönlich bindend halten«. Die daraus hervorgehende »moralische Kraft einer Armee« kann so groß sein, dass sie die Soldaten veranlasst, »einen Schützengraben zu verlassen und sich in feindliches Maschinengewehrfeuer zu begeben« (Shay 1998: 37). Ist (oder scheint) die Integrität des Gebildes jedoch beschädigt, kann sich dies sehr ungünstig auf die Leistungsfähigkeit der Truppe auswirken.

Auch die Herero-Streitmacht stellt ein solches »sittliches Universum« dar, dennoch liegen unterschiedliche Bedingungen vor. Krieger kämpfen typischerweise in Primärgruppen, die sich im »zivilen« Leben gebildet haben und sich auch im Krieg erhalten. Da diese Gruppen zudem vergleichsweise selbständig und weniger arbeitsteilig als eine moderne Armee sind, stellt sich nicht der gleiche Entfremdungseffekt wie in einem abstrakten, anonymen Apparat ein. Im Unterschied zum Krieger befindet sich der moderne Soldat in einer Abhängigkeit von dem militärischen Apparat, die sich am ehesten mit der Abhängigkeit eines Kleinkindes von seinen Eltern vergleichen lässt (Shay 1998: 35). Dies birgt

45 »Kampfkraft« beruht nach Martin van Creveld (2009: 17) »auf geistigen, intellektuellen und organisatorischen Grundlagen und findet ihren Ausdruck in Disziplin und Zusammenhalt, Kampfmoral und Initiative, Mut und Härte, im Willen zum Kampf und der Bereitschaft, notfalls zu sterben«.

46 Vgl. Otto Busch, »Deutschlands Kleinkrieg«, Kapstadt, den 27. Januar 1906 (Nr. 14), NAN, A.0529, Bl. 6.

47 Tagebuch Stuhlmann, NAN, Private Accessions, A.0109, Bl. 226; vgl. auch Ortenberg 1908: 33.

48 Tagebuch Stuhlmann, NAN, PA, A109, Bl. 185.

zwar offensichtliche Vorteile, da sich die »Kampftruppe« beispielsweise in aller Regel nicht selbst um Beschaffung von Nahrung oder Munition kümmern muss, aber unter widrigen Umständen auch Nachteile. Denn so umfassend die Abhängigkeit des Einzelnen von dem Apparat ist, so vielfältig sind die Anlässe des Argwohns gegen diesen. Weil sich die Soldaten ihrer Abhängigkeit nur allzu bewusst sind, sind sie sensibilisiert für jegliches Anzeichen, dass ihr Vertrauensvorschuss nicht gerechtfertigt sein könnte.⁴⁹ Wenn sich die Anzeichen verdichten, kann die Leistungsfähigkeit der gesamten Organisation Schaden nehmen. Wie ein intaktes »sittliches Universum« die Soldaten dazu bewegen mag, ihre Todesangst zu überwinden, können Verletzungen dessen, »was recht ist«, beispielsweise ausgelöst durch das Gefühl, von den Vorgesetzten im Stich gelassen worden zu sein oder »verheizt« zu werden, in eine Traumatisierung und Brutalisierung münden, die in letzter Instanz die Funktionsfähigkeit der Truppe als solcher gefährdet.⁵⁰ Diese Zusammenhänge sind mit Blick auf den Einsatz der US-Streitkräfte in Vietnam gut dokumentiert und untersucht: Die amerikanischen Soldaten setzten sich mehr und mehr über rechtliche und soldatische Normen hinweg, ermordeten unliebsame Vorgesetzte⁵¹ und schreckten schließlich selbst vor offenen Meutereien nicht

- 49 Anlass für solche Zweifel bietet minderwertiges Material wie das neue, kleinkalibrige M16-Gewehr im Vietnam-Konflikt, das als unzuverlässig galt. Die Schutztruppe wurde von der Firma von Tippelskirch ausgerüstet, obwohl das Material offensichtlich minderwertig war. Tatsächlich stellte sich heraus, daß das Oberkommando der Schutztruppe in Berlin bestochen worden war (»Telegraphische Nachrichten«, in: *DSWAZ* vom 1.8.1904, S. 1f.).
- 50 Dieser Punkt ist dann erreicht, wenn sich die »Angriffswut«, welche eine »Conditio sine qua non des erfolgreichen Gefechts« darstellt, in einer Weise verstetigt, dass der Betroffene nicht mehr zwischen »Zivilisten« und »Kombattanten«, ja nicht einmal mehr zwischen »Kameraden« und »Feinden« zu unterscheiden vermag (Reemtsma 2000: 357f.).
- 51 »Von den Offizieren sollte man sich einfach fernhalten, weil sie gefährlich sind. Die führen dich in den Tod. Weil sie keine Ahnung haben«, wird ein Vietnam-Veteran zitiert (Greiner 2007: 131). Paul Savage und Richard Gabriel (1976) haben auf der Grundlage der Studie von Edward Shils und Morris Janowitz (1948) die Gründe für die Inkompetenz der Offiziere in Vietnam untersucht; die Details brauchen an dieser Stelle nicht weiter zu beschäftigen (vgl. dazu ausführlicher Häussler 2012). In DSW wurden diejenigen Offiziere argwöhnisch beäugt, die erst anlässlich des Krieges in das Land gekommen und mit den Verhältnissen kaum vertraut waren, aber sowohl von der Zivilbevölkerung als auch den Mannschaften die Unterordnung erwarteten, die sie aus dem Reich kannten. Immer wieder beklagten die Ansiedler die Bevormundung durch Offiziere aus dem Reich, die von den örtlichen Verhältnissen keine Ahnung hatten (z.B. »Aus dem Schutzgebiet«, in: *DSWAZ* 1.3.1905, S.1); diese Offiziere fielen durch »ein fortgesetztes Befehlen und Schimpfen« auf, das allenfalls den Verhältnissen der heimischen

mehr zurück.⁵² Da die Akten der Schutztruppen in den Weltkriegten verloren gingen resp. vernichtet wurden, ist eine erschöpfende Untersuchung des südwestafrikanischen Falles kaum möglich, aber die vergleichbaren allgemeinen Bedingungen sowie einzelne Episoden weisen darauf hin, dass solche Traumatisierungen auch innerhalb der südwestafrikanischen Schutztruppe vorkamen.⁵³ In DSW dämpften offenkundige Misswirtschaft und Fehlentscheidungen,⁵⁴ die zu Lasten der Truppen gingen, schließlich selbst die »gewohnte Begeisterung« für den »Obersten Kriegsherrn«, den Kaiser.⁵⁵

Fühlt sich die kämpfende Truppe »draußen« vom Apparat im Stich gelassen, kann sich ein Wir-Gefühl einstellen, das die Anderen in der Etappe, erst recht im Hinterland und der Heimat ausschließt, wie Tony Ashworth (1968: 420f.) mit Blick auf den Stellungskrieg im Ersten Weltkrieg gezeigt hat. »Oben« und »unten« beginnen auseinanderzufallen, und die Bindung an Normen und Befehle wird brüchig. Dies gilt umso mehr, wenn der Apparat immer wieder zu versagen scheint und sich bei der Truppe der Eindruck verstärkt, dass die Einhaltung der Vorschriften, auf die der Apparat besteht, eher den Tod bringen, als dass sie ihn abzuwenden helfen. Wie in allen totalen Institutionen bilden sich dann Formen

Kasernenhöfe entsprechen mochte (NAN, Private Accessions, A 109, Bl. 90). Das »Fragging«, d.h. das Ermorden unbequemer Vorgesetzter, erlangte im Zuge des Vietnam-Konflikts Bekanntheit, bildet militärgeschichtlich allerdings kein neues Phänomen (Shay 1998: 179f.). Auch in DSW kamen Angriffe auf Vorgesetzte vor, aber ob Offiziere gezielt von den Mannschaften getötet worden sind, und wenn ja, in welcher Zahl, wird wohl niemals zu ermitteln sein.

- 52 Nach Berichten des *Vorwärts* und der *Norddeutschen Zeitung* sollen sich in DSW »ernste Fälle von Meuterei in der Schutztruppe« ereignet haben, wie die DSWAZ am 28.7.1906 berichtete (»Aus Deutschland«, S.2), wobei diese Meldungen von offizieller Seite nicht bestätigt wurden.
- 53 Da die Schutztruppenakten nicht erhalten sind, ist man auf einzelne Episoden verwiesen. So ist ein Fall belegt, in dem sich der Zorn von Schutztruppenangehörigen gegen die weiße Bevölkerung richtete. Ein Soldat feuerte sein Gewehr auf Passanten ab und rief ihnen zu: »Ihr verdammten Civilisten, ihr schlagt euch den Wanst voll und wir müssen hungern: seit sieben Uhr haben wir nichts gefressen, ihr saugt das Land aus, ihr seid schlimmer wie die Hereros; niederschießen soll man euch, wie die Hunde« (»Eingesandt«, in: *Windhuker Nachrichten*, 15.2.1905, S.4).
- 54 Epp (2005: 238) vermerkt am 24. April in seinem Tagebuch: »Es drängt sich mehr u[nd] mehr die Anschauung auf, daß weder die Kolonialverwaltung hier, noch das Oberkommando der Sch[utz] Tr[uppe] zu Hause, der Sache gewachsen sind. Eine gründliche Veränderung d[er] Organisation wird eintreten müssen«.
- 55 NL Victor Franke, BArch., NL. 30/3a, S. 351 (Eintrag 17. Juli 1904).

der »sekundären Anpassung« (Erving Goffman) aus, wie Shay (1998: 241) sie in anderem Kontext beschreibt:

»Auf der geheimsten Ebene trainiert oder selektiert das Bemühen ums Überleben Soldaten in der Fähigkeit, Befehle, Regeln und Standardprozeduren zu ignorieren, umzubiegen oder zu umgehen. [...] Der Soldat begreift rasch, daß das Befolgen der Regeln für ihn und seine Gruppe den Tod bedeuten kann.«⁵⁶

Der Unmut der Truppe über den Apparat kann sich auch an strukturellen Gründen entzünden, die nicht mit dem Versagen der Menschen zu tun haben, die den Apparat in Gang halten. Thomas E. Lawrence vergleicht in seinem Werk »Die sieben Säulen der Weisheit« reguläre Armeen mit einer Pflanze.⁵⁷ Der Vergleich trifft insofern zu, als auch Armeen stets fest verwurzelt sind: Noch der vorderste Außenposten ist ganz und gar von den Verbindungslinien abhängig, die ihn mit Proviant, Munition, Informationen oder Befehlen versorgen. Armeen insgesamt sind auf Etappen- und Magazinsysteme angewiesen, diese Linien bilden gewissermaßen die Nabelschnur, von der die einzelnen Einheiten abhängen. Wegen dieser Abhängigkeit können größere Truppenbewegungen kaum jemals unbemerkt vor sich gehen und sind dadurch immer auch in gewissem Maße vorhersehbar – im Gegensatz zu den Bewegungen der meisten Kontrahenten in Kleinkriegsszenarien. Die Standardisierung der Abläufe in Armeen trägt dazu bei, dass diese leichter vorherzusehen sind. Deswegen war, wie bereits gesehen, Clausewitz (1952: 278) der Auffassung, dass in Großen Kriegen das Moment der Überraschung eine nur sehr untergeordnete Rolle spielen konnte. In asymmetrischen Konflikten machen Unbeweglichkeit und Berechenbarkeit den wunden Punkt von Armeen aus. Anders als der Gegner sind sie meist sichtbar und verwundbar, mithin in besonderem Maße verletzungs offen.

Insgesamt taten sich westliche Regierungen und Militärs sehr schwer damit, von der tradierten staatenkriegszentrierten Militärdoktrin abzurücken; dies ist gewiss kein reines Spezifikum der Führungseliten im Deutschen Reich. Martin van Creveld beklagte in seinem 1991 erschienenen Werk »The Transformation of War« den Missstand, dass die westlichen Armeen immer noch auf Große Krieg zugeschnitten waren, obwohl der »Low Intensity Conflict« den klassischen Staatenkrieg als

56 Shay hat vor allem den Umstand im Auge, dass der Gegner die »Ausbildungshandbücher, Vorschriften, Befehle, Verfahrensregeln und dergleichen erbeutet und studiert« hatte; hielten sich die Truppen weiterhin daran, waren ihr Vorgehen im hohen Maße berechenbar und der Gegner klar im Vorteil. Das Argument an dieser Stelle ist grundsätzlicher.

57 »Armies were like plants, immobile as a whole, firm rooted through long stems to the head.« (Zit. n. Beckett 2001: 20)

vorherrschenden Kriegstyp längst abgelöst hatte. Die Schwierigkeiten der Institution Militär, sich an neue Gegebenheiten anzupassen, erstreckte sich auch auf das Gebiet der Strategie – und kostete die Truppen Blut. Der Sachverhalt, dass staatliche Armeen von Haus aus für andere Szenarien konzipiert waren als diejenigen, die sie etwa in DSW vorfanden, warf immer wieder aufs Neue die Vertrauensfrage auf, ja stellte den Militärapparat immer wieder auf die Zerreißprobe.

Brutalisierung aus Angst

Als die neuen Truppen nach DSW kamen, waren sie kaum auf die lokalen Verhältnisse vorbereitet. Nach ihrer Landung im Schutzgebiet mussten sie neben der Gewöhnung an das ungewohnte Klima ihr Handwerk als berittene Infanterie erlernen, und zwar innerhalb kürzester Zeit. Nach der Landung erfolgte die Mobilisierung in der Regel sehr rasch. Für die neuen Truppen war nahezu alles unbekannt und sie sahen sich in fremdem Gelände einem Gegner gegenüber, der ihnen »in jeder Beziehung« überlegen war.⁵⁸ Die Landschaft steckte voller Tücken und begünstigte die gegnerische Kriegführung.

Der Feldzug gegen die Herero führte die Schutztruppe in Gebiete, die mit hohem, teilweise »undurchdringlichem« Busch bewachsen waren; dies stellte die Truppe vor zahlreiche Probleme (Großer Admiralstab 1905b: 21). Der Offizier Georg Maercker, der auch auf eine längere Erfahrung in Ostafrika zurückblicken konnte, führte in einem Vortrag aus, dass unter diesen Bedingungen Aufklärung und Sicherung oft unmöglich waren, weil das Gelände so unübersichtlich war, dass die Detachements früher oder später den Kontakt zur Kolonne verloren (Maercker 1908: 44; vgl. auch Schwabe 1907: 161). In dem »meist dichten Dornbusch der Savanne kommen die Seitenpatrouillen einfach nicht mit«, bemerkte Franz Epp übereinstimmend und kam zu dem Schluss: »In der Bewegung u. raschen Gefechtsbereitschaft liegt der einzige Schutz gegen Feuerüberfall« (Eckl 2005: 223). Man bekam den Gegner meist erst dann zu sehen, wenn es bereits zu spät war. Auf diese Weise hatten die Herero die Gelegenheit, jeden Tag mehrere deutsche Soldaten niederzumachen, ohne dass es im Gegenzuge gelang, auch nur einen der feindlichen Krieger zu fassen zu bekommen (Erffa 1905: 79). Maercker (1908: 44) betonte, dass Gefechte auf allernächste Entfernung, die gewissermaßen aus

58 Franke notiert am 27.8.1904 in seinem Tagebuch: »Das sind die Leute, die man in unsere Kolonien schickt, um Kriege zu führen. Sie sind ja dem Eingeborenen derart in jeder Beziehung unterlegen, daß sie, außer in großen Massen, stets rettungslos verloren sind, wenn sie der Feind nur überhaupt erblickt.« (NL Victor Franke, BArch., NL. 30/3a, Bl. 375f.)

dem Nichts entstanden, typisch für die Kämpfe gegen die Herero waren. Im dichten Busch fiel der Vorteil der überlegenen Waffen, der Artillerie und der Maschinengewehre, aber auch des weittragenden Hinterladers, weg, denn sie konnten ihre Feuerkraft auf diese Distanzen und so rasch, wie sich die Überfälle mitunter ereigneten, nicht entfalten.⁵⁹

Der Unteroffizier Malzahn gibt einen Einblick in die Gefahren des Buschkampfes. Die Soldaten erhielten plötzlich Feuer von allen Seiten, das Kommando brach zusammen, und jeder von ihnen versuchte nur noch, seine eigene Haut zu retten. Seit dem Gefecht von Oviumbo am 12. April 1904, das trotz der erheblichen Bemühungen der Herero keine Entscheidung zu ihren Gunsten gebracht hatte, gesteht Malzahn, einen »heillosen Respekt« vor dem dichtbewachsenen Gelände gehabt zu haben. Wie sich bei späterer Gelegenheit zeigen sollte, war seine Furcht begründet:

»Kaum sind wir in dem elenden Dornengestrüpp, da ereilt uns die verhängnisvolle Gefahr. Die Infanterie, gleich wie wir, sind von den Schwarzen umringt. Grinsende Gesichter kriechen hinter den Büschen hervor. Ein Auffahren der Geschütze war unmöglich. So protzen wir vom Wege ab, bald links, bald rechts oder rückwärts schießend, wo es am meisten Not tat. Empfindlich werden die Verluste an Mauleseln und Pferden. Durchdringende Kommandos wurden nicht vernommen; alles wehrt sich seiner eigenen Haut. Es war ein buntes Durcheinander. [...] Ich hatte schon alles aufgegeben [...].«⁶⁰

Die Schutztruppe hatte es mit einem Gegner zu tun, der sich so lange wie möglich in sicherer Deckung verborgen hielt, die feindlichen Abteilungen durch die eigene Stellung hindurchreiten ließ und dann das Feuer eröffnete (Epp 2005: 225). Oft genug stellte er den Deutschen regelrechte Fallen (Häussler 2011: 188). Jederzeit war mit Überfällen zu rechnen. Auch nachts und in befestigten Lagern fanden die Soldaten keine Ruhe. Immer wieder wird berichtet, dass sich Herero nachts »in unmittelbare Nähe des Lagers« heranpirschten (Admiralstab der Marine 1905b: 37). Knoke berichtet, wie das Lager aus Furcht vor dem Gegner in eine Wagenburg umgewandelt worden war; man habe »kolossal« auf der Hut sein müssen und »[d]en Karabiner [...] Tag und Nacht nicht mehr aus der Hand lassen« dürfen.⁶¹ Immer wieder kam es nachts zu Schießereien, die den Soldaten den Schlaf raubten (Stülpnagel 1905: 55). Oft genug reichten »bellende Hunde«, um einen »ängstliche[n]« Posten aufzuscheuchen

59 Z.B. konnte die Artillerie bei dem verlustreichen Gefecht bei Owikokorero am 13.3.1904 nicht wirksam werden (Großer Admiralstab 1905b: 34).

60 NAN, Private Accessions, A.510, Bl. 25.

61 Tagebuch Knoke, NAN, Private Accessions, A.0538, Bl. 18f. (Eintrag 6. Juli 1904).

und das ganze Lager zu wecken (Franke 2003: 354). Auch ohne solche Schießereien war es schwer, ein Auge zuzumachen. »Unheimlich ist es bei solchen Anzeichen von der Nähe des raubtierartigen Gegners bei Nacht in schier undurchdringlichem Busch zu biwakieren. Ich habe in den 3 Nächten meines letzten Patrouillenritts als der verantwortliche Führer nicht ein Auge zugeedrückt«, berichtet der Offizier Christian Ahrens (Kroemer 2009: 89). Der Soldat Belwe empfand »dieses Leben [...] mit dem ewigen Aufpassen« als »aufregend«: »Nachtsüber wachen und tagsüber arbeiten, erschlaffte auch die Stärksten« (Belwe 1906: 70).

Knoke legt dar, dass die Soldaten in DSW angesichts der ständigen Bedrohung, der sie sich von seiten des Gegners ausgesetzt sahen, körperlich stets für den Kampf mobilisiert blieben. Das bedeutet, dass sie über einen langen Zeitraum in keinen Grundzustand der physischen Ruhe mehr zurückfanden. Sie fanden buchstäblich keinen Schlaf. Wenn die Umstände es zuließen, verfelen sie stattdessen in einen Zustand leichten, kaum regenerierenden Dämmerns, weil es schlicht zu gefährlich war, Geräusche oder Bewegungen in der Umgebung auszublenzen (vgl. dazu allgemein: Shay 1998: 235ff). Nach den Erkenntnissen der jüngeren Militärpsychiatrie kann eine immerwährende Anspannung wie diejenige, unter der auch die vorrückenden deutschen Truppen standen, zur Ausbildung von Störungen führen, die zu dem führen oder in dem bestehen, was hier unter »Brutalisierung« verstanden wird.

Wie plötzlich sich die Überfälle ereignen konnten, geht wiederum aus den Schilderungen Malzahns hervor. Als dieser mit seiner Abteilung eine Ebene durchquerte, die mit hohem Gras und Dornenbüschen bewachsen war, ereignete sich Folgendes:

»Wir waren wohl ungefähr eine Stunde in dieser Ebene und befanden uns in bester Stimmung, als plötzlich von beiden Seiten ein mörderisches Schnellfeuer eindrang. Wir runter von den Pferden und auf geratewohl in den Büschen gehalten. Wir sahen auch keinen von den schwarzen Teufeln nur ihre Schüsse richteten arge Verheerungen an. [...] Als wir uns einigermaßen in Gefechtsformation entwickelt hatten und vorgingen, fanden wir unsere Spitze ausgezogen blutüberströmt neben ihren treuen Pferden liegen. Dies alles war wie in Handumdrehen geschehen. Die Hereros waren verschwunden [...].«⁶²

Angriffe wie dieser spielten sich ganz plötzlich und wie im »Handumdrehen« ab. Die Angreifer waren ebenso rasch und spurlos verschwunden, wie sie kurz zuvor aufgetaucht waren. Auch als sie ein »mörderisches Schnellfeuer« abgaben und dabei »arge Verheerungen« anrichteten, war von ihnen nicht das Geringste zu sehen. Malzahn und seine Begleiter konnten nur noch blind um sich schießen. »Man geht in dem verfluchten

Busch wie mit verbundenen Augen«, schimpfte Epp (Eckl 2005: 235). »Nichts [ist] gegen den ›lebendigen‹ Busch zu machen«, schrieb selbst ein so erfahrener Südwesterer Offizier wie Viktor Franke.⁶³ Die Gefechte im »Busch« seinen »grässlich« gewesen, erinnerte sich Kurd Schwaabe (1907: 284), weil die Herero sich so mühelos und leise in der Natur bewegten, »daß absolut nichts von ihnen zu sehen« war. Ein Feldwebel meldete Hauptmann Bayer (1909: 61) nach dem Gefecht bei Oviumbo im April 1904:

»Die schwarzen Satanskerle sieht man ja nicht; von heute früh an liege ich in der Schützenlinie, Büsche und Bäume habe ich gesehen, und gebraten habe ich in der Sonne, die Kugeln haben den ganzen Tag um mich herumgepfiffen, aber einen Herero habe ich nicht zu Gesicht bekommen.«

Übereinstimmend gab Brünneck an, in den verschiedenen April-Gefechten nicht »einen Herero gesehen« zu haben, obwohl die Gegner oft so nah waren, dass er sie untereinander sprechen hörte.⁶⁴

Solche Erfahrungen schlugen sich immer wieder in dehumanisierenden Überzeichnungen des Gegners nieder. Den Herero wurden geradezu übermenschliche Fähigkeiten zugeschrieben. Bisweilen wurden sie als »schwarze Bestien« oder »Satanskerle« regelrecht dämonisiert; es überwogen allerdings die Darstellungen, die ihnen animalische Züge beilegte. Malzahn berichtet von einem Herero, dem durch eine Granate ein Bein abgerissen worden war, der dennoch zwei Tage überlebte und Malzahns Trupp schließlich – bezeichnenderweise – von einem »Schaakallock« aus angriff.⁶⁵ Wie bereits erwähnt, beschrieb etwa Oberleutnant Ahrens (Kroemer 2009: 89) die Herero als »raubtierartige Gegner«. Auch in jenen Darstellungen, die den Herero-Kriegern überlegene Fähigkeiten im Buschgelände bescheinigten, macht sich die Tendenz bemerkbar, diese Überlegenheit auf ein animalisch gefärbtes, besseres Angepasstsein an die natürlichen Gegebenheiten zurückzuführen.⁶⁶ Dadurch

63 NL Victor Franke, BArch., NL. 30/3a, S. 315 (Eintrag 13. April 1904).

64 Briefe v. Brünneck, NAN, Private Accessions, A.583 (Brief vom 31. Mai 1904).

65 Tagebuch Malzahn, NAN, Private Accessions, A.510, S. 22.

66 Folgende Ausführungen aus einer offiziellen Darstellung des Großen Admiralstabs (1905b: 19) könnten wenigstens in Teilen auf Tiere gemünzt sein: »In vielem waren die Hereros der neu ins Land gekommenen deutschen Truppe voraus. Ihrer Beweglichkeit im Busch, ihrer Ausdauer im Ertragen von Entbehrungen, ihrer Schnelligkeit auch auf großen Strecken kann der Weiße nicht gleichkommen. [...] Zu Fuß sind sie weder im Busch, noch auf freier Fläche einzuholen, sie klettern, kriechen oder schleichen sich mit größter Gewandtheit an, sie legen große Strecken als Boten oder Läufer zu Fuß

erscheint die Überlegenheit, wie James Belich (2012: 254) anmerkt, allenfalls als »beachtlich, aber nicht bewundernswert«. Mithin handelt es sich dabei um Strategien, Rückschläge zu erklären, ohne deswegen die (vermeintliche) eigene Überlegenheit in Frage stellen zu müssen.⁶⁷

Oft genug zogen Kriegsteilnehmer aus Erfahrungen wie denjenigen Malzahns den Schluss, dass einem solchen Gegner mit konventionellen Mitteln und Methoden nicht beizukommen war. Selbst eine Granate schien einem Herero-Krieger nichts anhaben zu können. Auch schwerste Verletzungen, so glaubte man wenigstens, vermochten weder seinen Kampfeswillen noch seine Gefährlichkeit zu beeinträchtigen. Die Soldaten griffen daher allzu oft zu Maßnahmen, die von dem Kriegsrecht explizit geächtet waren. So kam es für sie kaum in Frage, einem Gegner Pardon zu gewähren, der im Rufe stand, auch dann noch weiterzukämpfen, wenn keinerlei Aussicht auf einen taktischen Erfolg mehr besteht, und selbst kein Erbarmen zu kennen.⁶⁸ Der Seesoldat Auer (1911: 59) bekennt, dass die deutschen Soldaten schwerverwundete Herero-Krieger »chloroformierten«, das bedeutet: totschiessen, um sie ein für alle Mal »unschädlich« zu machen. Angesichts der angeblichen Unverwundbarkeit der Herero meinte man sich auch nicht auf die Durchschlagskraft konventioneller Waffen verlassen zu können. Offiziere sprachen sich für den Einsatz von Waffen größeren Kalibers aus, da die verwandte Munition angeblich zu wenig Schaden anrichtete. Oberleutnant Stuhlmann kritisierte die herkömmlichen Vollmantelgeschosse scharf, weil sie den »Eingeborenen« nicht kampfunfähig machten.⁶⁹ So wurde es wenigstens

zurück mit auffallender Geschwindigkeit und Ausdauer. Als halbe Nomen stellen sie an die Verpflegung geringe Anforderungen. [...] Die Bedürfnislosigkeit verschaffte ihnen eine außerordentliche Bewegungsfähigkeit gegenüber dem Europäer«.

- 67 Tim O'Brien (1991: 200f.) führt die beiden Varianten der Dehumanisierung zusammen, indem er eine magische Verschmelzung von Gegner und Natur beschreibt – und gewinnt damit der Annahme Callwells (1996: 44), dass die fremde Natur den eigentlichen Feind in Kleinen Kriegen darstelle, noch eine weitere Facette ab, die in Frankes Rede von dem »lebendigen Busch« anklingt: »We were fighting forces that did not obey the laws of twentieth-century science. Late at night, on guard, it seemed that all of Vietnam was alive and shimmering [...]. It was ghost country, and Charlie Cong was the main ghost. The way he came out at night. How you never really saw him, just thought you did. Almost magical – appearing, disappearing. He could blend with the land, changing form, becoming trees and grass. He could levitate. He could fly. He could pass through barbed wire and melt away like ice and creep up on you without sound or footsteps. He was scary.«
- 68 Siehe Leutweins Bericht an die Kolonialabteilung vom 17.5.1904 (BArch. R1001/2115, Bl. 62); Auer 1911: 61.
- 69 NAN, Private Accessions, A.0109, Bl. 206.

geduldet, dass die Mannschaften – entgegen den Bestimmungen der Haager Landkriegsordnung – ihre Projektile anfeilten und zu Dum-Dum-Geschossen umfunktionierten.⁷⁰

Wichtiger ist in dem gegenwärtigen Zusammenhang jedoch, dass sich in der Entmenslichung und Überhöhung eine Angst vor dem Gegner ausdrückte, von der die vorrückenden Soldaten Tag und Nacht verfolgt wurden. Besonders ausgeprägt war sie unter den Neuankömmlingen. Diese waren in aller Eile und ohne hinreichende Ausbildung auf einen Kriegsschauplatz geschafft worden, der ihnen in jeder Hinsicht fremd war und sie überforderte. So unklar Feindbild und Bedrohungsszenario waren, so groß und diffus war ihre Angst. Sie befürchteten, »jeden Augenblick angeknallt zu werden« (Eckl 2005: 222).

Die Paniken, die in den Lagern der Schutztruppe ausbrachen, waren Ausdruck dieser Anspannung und Angst. Frankenberg schildert, wie sich nachts die Fälle leichtfertigen und übereilten Schusswaffengebrauchs häuften. Allein in einer Nacht Anfang März 1904 fielen dreimal aus teilweise ungeklärten Gründen Schüsse. Spätestens als zwischen 2 und 3 Uhr morgens Appelle abgehalten wurde, war das ganze Lager auf den Beinen. Immerhin kam durch die Schüsse niemand zu Schaden;⁷¹ Stuhlmann berichtet von einem Vorfall, der weniger glimpflich verlief. Sein Bericht unterstreicht, wie ernst das Problem der Paniken tatsächlich war. In der Nacht vom 10. auf den 11. Juli 1904 ereignete sich ein »mächtiger Krawall«:

»Ein betrunkenen Soldat war in ein Kaffern-Zelt geraten und man hatte ihm hier ordentlich das Leder verhauen. Als er herauskam, brüllte er nach ›Hilfe, Posten‹ und brachte das Lager so in Aufruhr, daß eine richtige Panik entstand. Als gegen 20 Mann von den neu angekommenen Transporten, die natürlich überall Feinde wittern, bei jenem Zelt zusammengelaufen waren, selbst höchst aufgeregt, rief mit einem mal jemand: ›Da kriecht ja ein Schwarzer!‹. Die Leute schossen wie die Wahnsinnigen um sich, sich selbst auf 3 bis 4 Schritt um die Ohren. Auf der Strecke liegen außer ein paar Verwundeten ein toter Weißer und ein toter Schwarzer. Ein Wunder, daß nicht noch mehr passiert ist [...].«⁷²

Angst und Anspannung waren so ausgeprägt, dass sie gewissermaßen nur auf einen Auslöser warteten, um sich in unkontrollierten Überreaktionen zu entladen. Dann brach sich die Gewalt die Bahn, und nichts oder niemand vermochte sie in diesem Augenblick noch aufzuhalten. Das vermehrte Auftreten solcher Paniken ist auch aus anderen Feldzügen bekannt; für den Vormarsch der deutschen Truppen 1914 in Belgien

70 Tagebuch v. Frankenberg, NAN, AACRLS.070, Bl. 41.

71 NAN, AACRLS.070, Bl. 20.

72 NAN, Private Accessions, A.0109, S. 36.

und Frankreich ist es gut dokumentiert. Ungeachtet aller Unterschiede wählten sich die deutschen Soldaten auch dort einem unsichtbaren Feind ausgesetzt, dem »Franc tireur«, und mit einer ihnen feindlich gesonnenen Bevölkerung konfrontiert. Auch auf diesem Schauplatz machten bald Gerüchte von angeblichen, von Frauen an deutschen Soldaten verübten Greueln die Runde (Horne/ Kramer 2008: 163-69). So unübersichtlich sich den Soldaten die Gesamtlage darstellte, so groß war ihre Angst, so wahl- und maßlos ihre Reaktionen. Ungeachtet des Umstandes, dass der »Franc tireur« 1914 wohl eher ein Mythos gewesen sein dürfte (ebd.: 173ff), war die Angst höchst real, wie es auch ihre Folgen waren. Immer wieder führte sie zu Paniken, die in Verwüstung und Tod mündeten. Die zahlreichen Greuel an der belgischen Zivilbevölkerung sind gut untersucht (ebd.: 65-88, 120ff).

Die Paniken setzten sich auch in den Gefechten fort. Viktor Franke (2003: 366) berichtet im April 1904: »Die neuen Leute aus Deutschland, einschließlich Artillerie, feuern bei jedem Schuß wie besessen, so daß dauernd ein ewiges Getöse und Gelärm ist. Trotzdem pfeifen die Geschosse unentwegt in unsere Reihen.« Bei dem geringsten Anlass eröffneten die Truppen ein so wildes Feuer, so dass sie sich innerhalb kürzester Zeit »total verschossen« hatten und keine Munition mehr besaßen.⁷³ Dennoch blieb das Feuer wirkungslos, weil es so hastig abgegeben wurde. Die von Stuhlmann geschilderte Panik im Truppenlager aber unterstreicht, dass auch und gerade inkompetente Gewaltanwendung, zumal mit Schusswaffen, überaus gefährlich sein konnte, und zwar nicht nur für diejenigen, gegen die sie sich eigentlich richtete.

Selbstbewusst und zuversichtlich waren die Soldaten ausgezogen, um im fernen DSW gleichsam im Handstreich »reinen Tisch zu machen«. Als stolze Repräsentanten einer vermeintlich höheren Rasse und, mehr noch, einer militärischen »Victory Culture«, kehrten die »Profis« des Kriegshandwerks ein Überlegenheitsgefühl hervor, das schier grenzenlos war. Die tatsächlichen Verhältnisse, die sie in Übersee vorfanden, entsprachen ihren hohen Erwartungen allerdings in keinsten Weise, ja stellten diese geradezu auf den Kopf. So mussten sie bald feststellen, den »Wilden« nicht nur unterlegen, sondern in vielen Situationen sogar regelrecht ausgeliefert zu sein. Wie andere Soldaten in Kleinen Kriegen machten sie die Erfahrung extremer Ohnmacht. Zweifellos würde sich manch einer von ihnen in der Erzählung wiedergefunden haben, in der O'Brien (1991: 205) das Gefühl schildert, eine »Puppe« zu sein an Fäden, die in der Hand eines unsichtbaren und übermächtigen Gegners zusammenlaufen.

Die Truppenbewegungen waren für den Gegner weithin sicht- oder hörbar. Bei der Schlacht von Okaharui Anfang April 1904 war die

73 BArch. N 1030 (Viktor Franke), 21: »Die Tätigkeit der 2. Feldkompanie vor und beim Ausbruch des Aufstandes in Süd-West-Afrika«, S.14.

deutsche Marschkolonne zweieinhalb Kilometer lang und wegen der 22 Ochsenwagen überaus schwerfällig (Großer Admiralstab 1905b: 43). Damit mutierte die Truppe, die der Tross eigentlich begleiten und versorgen sollte, »leicht zur Wagenbedeckung«, und ihre »Bewegungsfreiheit« litt enorm (ebd.: 18). Der Gegner war dadurch stets orientiert, wo sich deutsche Truppen in welcher Stärke aufhielten: »[Ü]ber unsere Bewegungen sind die H[erero] dauernd auf dem Laufenden«, konstatierte Epp (Eckl 2005: 252) resigniert. Derweil verstanden sich die Herero darauf, sich im Verborgenen zu halten, um bei günstiger Gelegenheit zuzuschlagen – bei der Schlacht von Ongandjira waren es die auf deutscher Seite kämpfenden indigenen Späher gewesen, die den Hinterhalt der Herero rechtzeitig entdeckten. Die deutschen Soldaten lebten derweil in dem Bewusstsein, im Ernstfall nicht einmal fliehen zu können, da dies oft genug den sicheren Tod bedeutete. Wo die gegnerischen Kugeln nicht hinreichten, tat die Natur ihr Übriges. Schon nach kurzer Zeit im Land wusste Stuhlmann um diese Gefahr: »Auf vielen Grabsteinen liest man: ›Reiter ... verdurstet – ein Schreckensgespenst, das allen droht, die sich [...] verirren‹.⁷⁴ Den Soldaten blieb nichts anderes übrig, als die »Nadelstiche« des Gegners abzuwarten und gegebenenfalls zu parieren; mehr als das konnten sie oft nicht tun, zumal die Verfolgung der Angreifer »in zieml[ich] dicht werdend[em] Busch nicht möglich« war (Eckl 2005: 226). »Den Gegner zu verfolgen, wäre gänzlich zwecklos [...], er stellt sich nie«, bemerkte von Stülpnagel (1905: 28).

In dieser Lage, in der sich die vorrückenden Truppen befanden, konnte sich die Angst mit Wut verbinden und in ein intensives Rachebedürfnis münden. Da ein Zurückweichen oder gar eine Flucht ausgeschlossen waren – das verboten nicht nur die näheren Umstände, sondern auch die gesamte Ausbildung und das darin vermittelte Selbstverständnis der Soldaten –, bestand die einzig mögliche Bewältigungshandlung in der Aggression. Zwei Beispiele mögen dies veranschaulichen. Noch in den Januartagen begab sich die Kompanie des Hauptmanns Kliefoth zum Waterberg, um herauszufinden, was es mit den Aufstandsgerüchten auf sich hatte. Einem der Offiziere der Kompanie, Conrad von Stülpnagel, verdanken wir folgende Schilderung dieser Aktion, die nach einem Überfall seitens der Herero ansetzt. Auch diese Szene spielte sich im dichten Dornbusch ab: »[v]erdammt wenig zu sehen in dem dicken Busch und hohen Gras« (Stülpnagel 1905: 21):

»Die Leute [d.h. die Soldaten der Kompanie – MH] waren schon vorher kaum zu halten gewesen; wütend über den Überfall, hatten sie ohne Rücksicht auf die Allgemeinheit nach vor gedrängt. Als die jetzt diese Schilderung hörten, bemächtigte sich aller, das sah man am Ausdruck

74 NAN, Private Accessions, A.0109, S.24.

der Gesichter, das hörte man aus den kurz hervorgestoßenen Bemerkungen, eine tiefe, nachhaltige Wut und der feste Wille, diese schwarzen Schufte fühlen zu lassen, was es heißt, die friedlich marschierende Truppe aus dem Hinterhalt feige anzufallen.« (Ebd.: 22f.)

Da eine Verfolgung des Gegners aussichtslos war, musste die Kompanie schließlich unverrichteter Dinge – und gesenkten Hauptes – in ihre Garnison zurückzukehren. Der zweite Bericht stammt von Hauptmann Bayer (1909: 51):

»Allmählich faßte uns alle eine blinde Wut! Da lagen wir nun schon eine Stunde im heißen Sande, hatten höchstens einen oder zwei der niederträchtigen, schwarzen Kerle gesehen, die uns von mehreren Seiten beschossen; wir konnten nicht vorstürmen, denn sonst gerieten wir leicht in eine falsche Richtung und befeuerten uns gegenseitig; dieser elende Dornbusch hielt uns von allen Seiten gefangen, drosselte uns, raubte uns Licht und Luft [...] [,] nur daliegen konnte man in Zorn und Ärger und warten.«

Die Berichte schildern ausdrücklich, wie sich »Wut«, »Zorn« oder »Ärger« der Soldaten bemächtigten; außerdem erwähnen sie Unmutsbekundungen, eine entsprechende Mimik sowie körperliche Anzeichen der Wut wie Atemnot (»drosselte uns, raubte uns [...] Luft«). Im ersten Beispiel liegt der hauptsächliche Auslöser in dem als unfair wahrgenommenen Verhalten des Gegners, dem »feigen Hinterhalt«, mithin in der (tatsächlichen oder vermeintlichen) Verletzung dessen, »was recht ist«. Auch im zweiten Beispiel spielt es eine Rolle, dass das Verhalten des Gegners, dieser »niederträchtigen, schwarzen Kerle«, als unfair empfunden wird; vor allem aber stechen die – im kolonialen Kontext beschämende – Hilflosigkeit und Ohnmacht hervor: Die Deutschen kauerten im »heißen Sand« und konnten sich kaum wehren, sondern »nur daliegen«, ohnmächtig und »von allen Seiten gefangen«. Bayers Schilderung ist sinnbildlich für den gesamten Krieg im Dornbusch, in dem die ganze Verletzungsoffenheit einer Armee zutage trat, die sich unbeholfen, schwerfällig und stets unter den wachsamen Augen eines seinerseits »unsichtbaren« Gegners durch eine fremde, ja feindliche Landschaft schleppte und dabei nicht viel mehr tun konnte, als etwaige Feuerüberfälle abzuwarten und gegebenenfalls abzuwehren, zumal die Aussichten auf ein »faites« Gefecht, d.h. ein Gefecht, in dem sie *ihre* Stärken ausspielen konnte, weniger als gering waren.⁷⁵

75 Reguläre Armeen erleiden gegen Guerillas die meisten Verluste, wenn sie »überrumpelt« werden; wenn es ihnen aber gelingt, den Gegner zu stellen, »sorgt die Ungleichheit der Waffen gewöhnlich für einen leichten Sieg« (Colins 2011: 137). Mit der »Fairness« ist es dann freilich auch nicht weit her.

Die Angst verband sich mit Scham und verwandelte sich in Wut. Da sich kaum je die Gelegenheit bot, diese Wut unmittelbar in einem ›fairen‹ Kampf und gegen ihre eigentliche ›Ursache‹ gerichtet abzuführen, staute sie sich gleichsam auf und entlud sich in unkontrollierter Raserie, wenn die Soldaten den Gegner (oder wen sie in diesem Augenblick dafür hielten) einmal zu fassen bekamen. Immer wieder schossen insbesondere die neuen Truppen auf alles und jeden, der »schwarz« war oder schien, wodurch auch etliche der eigenen Hilfstruppen, Viehwächter, Wagen- und Ochsentreiber zu Schaden kamen, wie Leutwein beklagte.⁷⁶ Den Vorwurf, dass auch Frauen und Kinder zu Opfern von Greueln deutscher Soldaten wurden, wollte Leutwein nicht bestreiten, und auch andere Quellen weisen darauf hin, dass der Vorwurf berechtigt war.⁷⁷ Überhaupt wurden in dieser Zeit auch keine Gefangenen gemacht. Dieses erbarmungslose Vorgehen brauchte allerdings nicht eigens »von oben« angeordnet zu werden, denn auf Seiten der Soldaten lagen hinreichende Motivationen dafür vor. »Die Angst kann einen Menschen zu den schlimmsten Greueln antreiben«, schreibt Michel Wieviorka (2006: 168). Dass die Behörden Weißen gegenüber allzu nachsichtig waren und kaum auf die Erfüllung rechtlicher und soldatischer Normen pochten, tat sein Übriges. Die Abweichung war hier längst Normalität geworden.

Die Niederlage von Owikokorero war in mancherlei Hinsicht sinnbildlich für diese Phase des Feldzuges und den Mechanismus, der zur weiteren Gewaltentgrenzung führte: Am Anfang standen Selbstüberschätzung und allzu optimistische Erwartungen, die alsbald schwer enttäuscht wurden; das Versagen und der Kontrollverlust lösten Scham und Wut aus, die sich schließlich in einem (weiteren) Mehr an Gewalt niederschlugen. Graf Gleichen schloss seine Ausführungen mit einer Prognose, die sich auch bewahrheiten sollte: »The feeling between the races is so bitter that further atrocities, perhaps on both sides, seem probable«.⁷⁸

76 NAN, ZBU, D.IV.M.1, Bl. 61.

77 Der britische Magistrat in Walfish Bay legte dar: »I have heard, myself, Germans who were in action describing boastfully how their troopers bayoneted Herero women« (Resident Magistrate, Walfish Bay, to Secretary to Native Affairs Department, 18.5.1904, PRO WO 106/265: »Herero-Rising 1904–7; Bondelzwart Rising 1903«, Bl.148). Der Umstand, dass Zeugnisse deutscher Kriegsteilnehmer immer wieder Gewalt gegen Frauen rechtfertigen, spricht dafür, dass der Eindruck des britischen Magistrats richtig war. Belwe (1906: 56) hält in seinem Tagebuch fest: »[...] [W]ieder hatten die Hereroweiber halbwüchsige Jungen mit Messern verstümmelt und sie so liegen und sie verbluten lassen! – Und soll man da noch an Schonung, an Mitleid denken?«

78 Graf Gleichen legt dar, dass die Niederlage bei Owikokorero als eine »kleine Katastrophe« wahrgenommen wurde und den Deutschen einen »unan genehmen Schock« versetzte: »Secure in their belief that the German troops

Die Truppe sehnte die Gelegenheit herbei, es dem Gegner heimzuzahlen, und die Schlacht am Waterberg schien ihnen diese Gelegenheit zu bieten. Während der monatelangen Vorbereitungen fragten sich alle ungeduldig, »ob es nicht bald *endlich* losgehen werde« (Bayer 1909: 130; Herv. i. O.). Obgleich am Waterberg die Entscheidung im Großen ausblieb, konnte sich die Gewalt »von unten« entladen. Wahllos erschossen Soldaten Flüchtende und Zurückgelassene, auch Frauen und Kinder (Hull 2003: 154). Die Gewalt »von unten« erreichte Ausmaße, dass sich die Führung, die Tage vorher noch die Stimmung angeheizt hatte, genötigt sah, das Niedermachen von Frauen und Kindern zu untersagen (Hull 2005: 49ff).

Brutalisierung aus Verbitterung

Die Schlacht am Waterberg bildet einen wichtigen Wendepunkt des Kriegsgeschehens. Wie gesehen, weitete sich die eigentlich vorgesehene ›konventionelle‹ Vernichtung erst Zug um Zug zur umfassenden, genozidalen Vernichtung aus, nachdem diese Schlacht einen anderen Verlauf genommen hatte, als Trotha – und mit ihm die meisten Soldaten – erwartet hatten. Die erhoffte Entscheidung war ausgeblieben, wie sie auch in den anschließenden Wochen ausblieb, bis endgültig klar war, dass sie sich auch nicht mehr würde erzwingen lassen. Wie schwer diese Rückschläge auf der Moral der Truppe lasteten, geht aus den Tagebüchern und Briefen der Kriegsteilnehmer hervor. Der Feldzug war in eine neue Phase getreten, und dieser Phase korrespondiert eine veränderte Stimmung auf Seiten der Soldaten. Die Angst wich einer Stimmung von Verbitterung und Frustration.

Im Vorfeld der Schlacht und vielleicht noch zu Beginn der Verfolgungsoperationen schienen alle Anstrengungen auf ein größeres Gefecht, eine militärische Entscheidung, mithin auf ein klares Ende hinauszulaufen. Man sah dem gewaltsamen Höhepunkt des Feldzuges entgegen, in banger Erwartung vielleicht, aber eben auch in der Zuversicht, dass der Feldzug damit zum Abschluss kommen würde. Spätestens während der Verfolgungsoperationen, die immer wieder ins Leere liefen (und gleichwohl die Flüchtenden weiter aufrieben), wurde jedoch klar, dass mit

were the best in the world, so that any operations undertaken by them against natives must necessarily result in a ›walk-over‹ & an annihilation of their enemies, they find, to their immense disgust, that they have underrated the strength of their adversaries & the difficulties of the country, & that the ever victorious army has suffered a severe check at the hands of a small body of natives« (Lt. Colonel Count Gleichen to Sir Frank C. Lascelles, Ambassador Berlin, 8.4.1904, PRO FO 64/1645, Bl. 1, 3).

einer endgültigen Entscheidung nicht mehr zu rechnen war. Die Truppen mussten sich an den Gedanken gewöhnen, dass sie in einem zermürbenden Kleinkrieg standen, dessen Ende sich nicht absehen ließ.

Auf dem Vormarsch mochte es so scheinen, als lauerten die Herero überall. Immer wieder hatten sie sich auf größere Gefechte eingelassen. Nun waren sie gleichsam gänzlich verschwunden, denn sie zogen sich kontinuierlich vor den nachdrängenden deutschen Truppen zurück. Die Herero-Streitmacht zerfaserte regelrecht, indem sie sich in immer kleinere Gruppen aufteilte, und mied fortan jedes Gefecht. Spätestens im September suchten die Flüchtenden nur noch, ihre Haut zu retten, und waren zu koordiniertem Widerstand wohl auch nicht mehr imstande. Dessen ungeachtet zogen ihnen die deutschen Truppen unter erheblichen Entbehrungen und Verlusten hinterher, weil das Hauptquartier die Hoffnung nicht aufgeben wollte, den Rückschlag vom Waterberg doch noch wettzumachen. Mann und Material rieben sich in Operationen auf, deren illusionäre Zielsetzungen kaum mehr zu übersehen waren.

Ein Vorfall, der sich am 16. August 1904 in einem Truppenlager zutrug, ist sinnbildlich für diese Phase des Feldzuges und die Brutalisierung, die ihr zugehörte. Der Unteroffizier Knoke berichtet:

»Ein Hereroweib wurde, nachdem es mit Proviant versehen, auf freien Fuß gesetzt. Doch die Verbitterung der Leute ist groß. Das Weib hatte kaum das Lager verlassen, als zwei Schüsse fallen. Ein Zeichen, dass auch diese ihr Leben gelassen.«⁷⁹

Zunächst ist festzuhalten, dass es sich bei dem geschilderten Vorfall um einen Akt der Gewalt »von unten« handelt. Die Erschießung der Frau ist nicht angeordnet, sondern setzt sich über den erklärten Willen der verantwortlichen Offiziere hinweg; diese hatten schließlich die Frau auf freien Fuß setzen und mit Proviant versehen lassen.⁸⁰ Bemerkenswert ist, dass sich diese Tat mehr oder weniger öffentlich und vor den Augen der Einheit abgespielt zu haben scheint; zumindest waren die Schüsse weithin vernehmbar. Es ist daher nur schwer vorstellbar, dass die Tat jemandem im Lager verborgen bleiben konnte, und doch erwähnt Knoke nichts von Sanktionen gegen den Schützen. Der Umstand, dass der Täter mit der offenen Missachtung von Befehlen und Ermordung einer

79 NAN, Private Accessions, A.0538, Bl. 30.

80 Hinrichtungen von Frauen und Kindern waren längst gebräuchlich und tauchen auch in den Tagebüchern auf. Am 12. August 1904 berichtet Franke aus dem Hauptquartier: »Im Lager wird eine Herero-Frau mit Kind erschossen, erstere braucht 2 Schuß, letzteres einen. Gemeine Bande!« (NL Victor Franke, BArch., NL. 30/3a, Bl. 362; vgl. auch Tagebuch von Frankenberg, NAN, AACRLS.070, Bl. 128).

arglosen Frau davonkam, weist darauf hin, dass sich in diesem Feldzug ein »Referenzrahmen« (Neitzel / Welzer 2011: 16ff) durchsetzte, aus dem heraus das willkürliche Erschießen wehrloser Zivilpersonen akzeptabel, ja normal erschien. Knoke scheint nicht sonderlich überrascht, geschweige denn schockiert von dem, was sich in dem Lager zuträgt; er verurteilt es auch nicht, sondern bringt sogar ein gewisses Verständnis für die Tat auf. Anteil an der Normalisierung extremer Gewalt hatte der Sachverhalt, dass solche Handlungen von den Vorgesetzten geduldet wurden. Womöglich suchten die Offiziere alles zu vermeiden, was zur weiteren Verstimmung der Truppe beigetragen hätte – wie auch Leutwein zu Beginn des Feldzuges vor dem Rachedurst der Ansiedler die Waffen gestreckt hatte.

Darüber hinaus ist festzuhalten, dass der geschilderte Gewaltakt offensichtlich nicht aus einer Gefechtshandlung hervorgeht. Nichts deutet darauf hin, dass der Täter Veranlassung besaß, sich bedroht zu sehen, oder auf eine Gefahr reagierte. Zudem eignet der Gewaltausübung nichts von dem Rauschhaften und der Raserei, welche der Gewalt unter dem Signum der Angst anhafteten. Der Mord erfolgte vielmehr »kaltblütig« – aber keineswegs emotionslos: Ihm lag eine Stimmung tiefer Verbitterung und Frustration zugrunde.

Da die Literatur meist übersieht, dass die Schlacht am Waterberg die Erwartungen der deutschen Militärs keineswegs erfüllte, kommt ihr nicht in den Sinn zu berücksichtigen, wie schwer dieser Rückschlag auf die Stimmung der Truppe drückte. Sarkastisch kommentierte Franke den vermeintlichen Triumph am Waterberg: »Als wir zur stolzen Exzellenz [General von Trotha, MH] wollen, müssen wir Verhaue u[nd] Schützengräben passieren. Der Sieger hat vor dem Besiegten gezittert. Schmach über Schmach!«⁸¹ Trotha räumte ein, eine »Zeit lang [...] in dem Glauben [gewesen zu sein], daß [...] das Hauptquartier verloren« wäre.⁸² Dies hielt den General freilich nicht davon ab, Siegesmeldungen in die Heimat zu senden, welche die Offiziere mit Entsetzen aufnahmen. Stauffenberg schrieb in die Heimat: »Hättet Ihr doch die Gesichter der Mitkämpfer gesehen, als sie das Siegestelegramm Trothas über die Waterberggefechte lasen. Und von einer Abteilung glaubte niemand mehr aus der Umzingelung zu entkommen. Alle fühlten sich vollkommen geschlagen und waren es auch [...]« (Marchand-Volz 1998: 144). »Noch so ein Sieg u[nd] wir sind verloren«, vermerkte Hardenberg in seinem Tagebuch.⁸³ Die Soldaten fühlten sich nicht nur »geschlagen«, sondern von dem »Hurra und Viktoriageschrei« sowie den »lauten Spottreden« des Gegners verhöhnt (Marchand-Volz 1998: 144).

81 NL Victor Franke, BArch., NL. 30/3a, Bl. 362 (Eintrag 12.8.1904).

82 TA 122/17, Eintrag 11.8.1904.

83 NAN, Private Accessions, A.151, No. 2, I, Bl. 49 (Eintrag 21.8.1904).

Unmittelbar nach der Schlacht hatte Trotha die Verfolgung der fliehenden Herero angeordnet. Angesichts der völligen Erschöpfung von Truppen, Tieren und Material konnte die Verfolgung erst am 13. August aufgenommen werden – und musste bereits wenige Stunden später, am 14. August um 2 Uhr nachts, aus den nämlichen Gründen wieder abgebrochen werden. Unverrichteter Dinge mussten die Reiter, nunmehr meist zu Fuß, umkehren. Laut Knoke war dieser 14. August »wohl unser anstrengendster Tag, den wir je gehabt«. ⁸⁴ Nur mit einigem Glück erreichten die Truppen »halb verdurstet« und nunmehr völlig »bewegungsunfähig« ihre Ausgangsstellungen. Der zermürende Rückmarsch war alles andere als ein Triumphmarsch. In der Luft lag der Pesthauch von Tod und Verwesung: »Überall Kadaver von Pferden und Ochsen«, notiert Hardenberg weiter. ⁸⁵ Auch am 15. August war in Hamakari für die Pferde »nichts da«, und so musste man sie elendig verhungern lassen. Hardenberg beklagte, dass die Truppe »kein Brot mehr seit Tagen« erhalten hatte; infolge »schlechter Verpflegung« brachen bald Krankheiten aus. ⁸⁶

Für die übereilten Operationen, die am 16. August anhoben, fehlte der Führung, die mit einem Misserfolg am Waterberg nicht gerechnet hatte, offenbar ein klares Konzept. ⁸⁷ Bald zeichnete sich ab, dass sich der Feind auf der Flucht befand, dass er zersprengt und zu einem organisierten Widerstand nicht mehr in der Lage oder zumindest nicht mehr bereit war. ⁸⁸ Dennoch hielt die militärische Führung bis Ende September an der Absicht fest, »die Herero« einzuholen und entscheidend zu schlagen. Die kämpfende Truppe hatte den Preis für dieses Insistieren zu tragen, obwohl sie selbst am besten wusste, wie zwecklos diese Bemühungen waren.

Unmittelbar nach der Schlacht befanden sich Mensch und Tier bereits in einem kläglichen Zustand; für Proviant und ausreichend Wasser war nicht gesorgt, die Weideflächen längst erschöpft. ⁸⁹ Die

84 NAN, Private Accessions, A.0538, Bl. 29 (Eintrag 14. August 1904).

85 Tagebuch von Hardenberg, NAN, Private Accessions, A.151, v. Alten, Nr. 2, Bd. I, Bl. 47 f.

86 Ebd.

87 BArch., NL Viktor Franke, NL. 30/3a, Bl. 365 (Eintrag 16. August 1904).

88 Siehe z.B. Tagebuch Stuhlmann, NAN, Private Accessions, A.0109, Bl. 82.

89 Schon unmittelbar vor der Schlacht hatte Deimling, der Kommandeur eines Regiments, es versäumt, dem Tränken des Viehs die nötige Aufmerksamkeit zu schenken. Viktor Franke war als eingeseßener Offizier dem Stabe Deimlings als Berater beigegeben und war entsetzt über den Zustände: »Tiere könnten nach den Dispositionen Deimlings gar nichts trinken vor dem Aufbruch [...]. Da soll auch noch der flüchtig werdende Feind verfolgt werden. Es ist geradezu lächerlich« (BArch., NL Viktor Franke, NL. 30/3a, Bl. 360 (Eintrag 9. August 1904).

Verfolgungsoperationen wurden zu spät aufgenommen, um noch eine realistische Chance zu haben, die Herero einzuholen, und zu früh, um die Truppen wieder zu Kräften kommen zu lassen oder auch nur mit dem Nötigsten zu versehen. Viktor Franke vermerkt am 13. August in seinem Tagebuch: »Die Führer warnen, ich warne: Wir ruinieren das halbruinierte Material gänzlich, ohne den Schimmer einer Aussicht auf Erfolg.«⁹⁰ Franke sollte Recht behalten. Auf den ständigen Gewaltmärschen, welche die weiteren Operationen kennzeichneten, rieben sich die Truppen nur weiter auf. Nicht allein die Pferde starben dabei »wie die Fliegen«.⁹¹ Menschen und Tiere litten gleichermaßen unter Hunger, Durst, Erschöpfung, Krankheit und Tod. Die Truppe hatte einen hohen Bedarf an Nachschub, ja hing im Unterschied zu den Herero voll und ganz davon ab, aber der Bedarf war in dem entlegenen Einsatzgebiet fernab der Bahnlinie kaum zu decken. Die gesamte Verfolgung überlebte die Truppe »von der Hand in den Mund« und musste sich mit immer weiter gekürzten Rationen zufriedengeben (Eckl 2005: 285).⁹² Hunger und Durst erwiesen sich als »die bösesten Feinde«, ja als die einzigen Feinde.⁹³

Unter den Soldaten stieg der Krankenstand »im erschreckenden Umfang« an.⁹⁴ Allein der Typhus forderte immer mehr Opfer.⁹⁵ »Grab reihte sich an Grab zu unendlichen Reihen, die Lazarettzelte waren überfüllt, an richtiger Pflege und Proviant mangelte es«, berichtet Malzahn. Diejenigen Soldaten, die noch am Leben waren, glichen »wandernde[n] Leichen«.⁹⁶ Von den Soldaten, die im Juli ins Feld gezogen waren, war nur wenige Monate später kaum mehr als ein Drittel übrig, merkte Stuhlmann an.⁹⁷

90 BArch., NL Viktor Franke, NL 30/3a, Bl. 363 (Eintrag 13. August 1904).

91 Tagebuch von Hardenberg, NAN, Private Accessions, A.151, v. Alten, Nr. 2, Bd. I, Bl. 48.

92 Epp (Eckl 2005: 284) liefert ein Beispiel. Die Truppe erhielt am 23.9. Verpflegung für dreieinhalb Tage, aber wurde angewiesen, sie sieben Tage vorhalten zu lassen. Am 29.9. wurde ihr mitgeteilt, daß sie damit noch bis zum 4.10. auszukommen haben würde. Epp hatte für die Verhältnisse nur noch Spott übrig: »Daß man doch auf die einfachsten Lösungen von Problemen erst so spät kommt! Bei solchen Verfahren geht die Verpfleg[ung] nie aus, wie bei der Speisung d[er] Tausende durch Christus«. Mehr als halbe Rationen hatte die Truppe in der Zeit kaum jemals zur Verfügung.

93 Briefe Wenstrup, NAN, Private Accessions, AACRLS.216 (Brief vom 15.11.1903).

94 Tagebuch Malzahn, NAN, Private Accessions, A.510, Bl. 26.

95 NAN, Private Accessions, A.151, No. 3, I, Bl. 14 (ohne genaues Datum, wohl Ende September bzw. Anfang Oktober 1904.)

96 NAN, Private Accessions, A.510, Bl. 26.

97 Tagebuch Stuhlmann, NAN, Private Accessions, A.0109, Bl. 115 (Eintrag 25.11.1904).

Immer wieder musste die kämpfende Truppe aufs Neue feststellen, dass ihre Anstrengungen und Entbehrungen vergeblich waren – jedenfalls dann, wenn sie zu großen Gefechten führen sollten; die Verluste unter den fliehenden Herero sprengten wohl längst jedes Maß. Die Führung mochte die Vorstöße zu Einleitungen von Entscheidungsschlachten stilisieren, tatsächlich erwiesen sie sich jedoch stets als »Luftstöße«,⁹⁸ »Die Jagd war wieder vergeblich«, resümiert Epp das letzte große Gefecht am 30. September 1904. Zu eigentlichen Kämpfen kam es nicht mehr, und die Kampfhandlungen beschränkten sich meist darauf, in uneinholbarer Ferne davonziehende Staubwolken mit der Artillerie beschießen. Trotha schilderte eines der letzten »Gefechte« in der Omaheke, wobei es ihm schwerfiel, nicht in Sarkasmus zu verfallen:

»In großer Ferne viel Staub zu sehen in N.O. ziehend. Die Artillerie kommt, beschießt erst die Staubwolken und bestreut dann den Busch. Um 11 Vorgehen gegen die Wasserstelle in breiter Front. Kein Feind mehr zu sehen; auch kein Toter von den 20 Kanonenschüssen. [...] Landschaftlich war das Gefecht sehr schön, militärisch o.«⁹⁹

Die eigentliche Wirkung dieses Feuers, das auf über 6.000 Meter Entfernung abgegeben wurde, bestand allenfalls »im Schreck« (Eckl 2005: 283). »Die Hereros kriegen wir ja sowieso nicht mehr«, prognostizierte der Artillerieoffizier Stuhlmann bereits Anfang September 1904.¹⁰⁰ Auch als der Herero-Feldzug Ende Oktober 1904 für Ahrens (Kroemer 2009: 97) endgültig beendet war – er hatte die Verfolgung unter Deimling mitgemacht und wurde nun in den südlichen Kriegsschauplatz verlegt –, wollte sich bei ihm keine rechte »Munterkeit« einstellen, da seine Bilanz ernüchternd ausfiel: »die Pferde sind fertig, größtenteils tot, die Überlebenden kaputt«, und in der ganzen Zeit hatte er »keinen bewaffneten, lebendigen Herero gesehen« (ebd.).

Der Umstand, dass die militärische Führung an einer verfehlten Strategie festhielt, belastete die Moral der Truppe. Den Feldtruppen musste es so vorkommen, dass »die da oben«, allen voran das Hauptquartier, ihre Gesundheit und Leben fahrlässig aufs Spiel setzten. Anders gesagt, sie fühlten sich »verheizt«. Wie Stuhlmann beklagte, standen die Erfolge der Verfolgungsoperationen in keinem »Verhältnis zu den herzkrank marschierten Mannschaften und den vielen gefallenen Zugtieren«. ¹⁰¹ Die Opfer der Gegenseite kamen freilich gar nicht erst in den Blick.

98 Tagebuch von Hardenberg, NAN, Private Accessions, A.0151 v. Alten, Nr. 3, Bd. II, Bl. 14.

99 Tagebuch von Trotha, Sign. 122/16, Eintrag 28.9.1904.

100 NAN, Private Accessions, A.0109, Bl. 65.

101 NAN, Private Accessions, A.0109, Bl. 82.

Das Hauptquartier genoss bei der Feldtruppe kein hohes Ansehen. Oft musste letztere mit einem Bruchteil ihrer Rationen auskommen und »mit jedem Körnchen Reis« haushalten,¹⁰² während das »satte und Moselwein trinkende Hauptquartier« (Marchand-Volz 1998: 143) keinerlei Not litt.¹⁰³ Schwerer wog noch der Umstand, dass das Hauptquartier nur darauf bedacht schien, den Erwartungen des Reichs zu entsprechen und die dort ersehnten Siege zu erzielen, die de facto bedeutungslos waren und nur weitere Opfer forderten (Marchand-Volz 1998: 144). Doch auch die Kommandeure waren nicht über jeden Zweifel erhaben. Obwohl Berthold Deimling, der es im Ersten Weltkrieg als »Schlächter von Ypern« zu zweifelhaftem Ruhm bringen sollte, durch Eigenmächtigkeiten auch den Fehlschlag am Waterberg mitverschuldet hatte, behielt er sein Kommando. »[R]ücksichtslos« opferte er die Truppe auch weiterhin seinem persönlichen Ehrgeiz und stand damit beispielhaft für diesen Missstand in DSW.¹⁰⁴ Die Soldaten standen mehr und mehr unter dem Eindruck, dass die Solidarität und Loyalität ihrer Führung nicht so sehr den eigenen Leuten, als vielmehr den höheren Stellen in der Heimat galten.

Auch in anderen Hinsichten hatte die Truppe Anlass zur Klage. Das Kartenmaterial war »völlig unzureichend«,¹⁰⁵ und es wurde als »Schande« angesehen, »wie wenig für die Landesaufnahme geschehen ist u[nd] wie wenig Kenntnis v[om] Lande in weiten Strecken vorhanden ist« (Eckl 2005: 244). Zudem schien das Nachschubwesen »miserabel« (Marchand-Volz 1998: 144).¹⁰⁶ Verletzte und Kranke wurden derweil nur unzureichend versorgt.¹⁰⁷ Die Missstände zeugten aus Sicht Epps »entweder von grenzenloser Gleichgültigkeit od[er] vom Unverstand« der oberen Stellen (Eckl 2005: 279). Jedenfalls sah sich Truppe »stiefmütterlich« behandelt.¹⁰⁸ Das schien auch der Eindruck zu bestätigen,

102 BArch. N 1030, 21, Bl. 23.

103 NAN, Private Accessions, A.0109, Bl. 81.

104 Siehe die Bemerkungen Rudolf v. Hardenbergs (NAN, Private Accessions v. Alten, A.151, Nr.2, Bl. 48) und Stuhlmanns (NAN, Private Accessions, A.0109, Bl. 79).

105 Bayer 1909: 74, siehe auch Briefe v. Brünneck, NAN, Private Accessions, A.583 (Brief vom 17. Juli 1904). Bereits im Mai 1904 in noch vergleichsweise erschlossenem Gebiet kam es zu »Mißhelligkeiten« wegen »Mangels an Landeskunde«: »den von hier ab einzuschlagenden Weg kennt niemand mehr in der ganzen Abt[eilung]« (Epp 2005: 249).

106 Epp (2005: 245) berichtet bereits im Mai von den Mißständen: »Tägl[ich] gehen einige Kranke ab, Material verbraucht sich. Statt der gefordert[en] Pferde wurden nur einige wegen Unbrauchbarkeit von anderen Abteilung[en] abgestoßene Klepper nachgetrieben, von dem vor Wochen angeforderten fehlenden Material kommt natürl[ich] nichts nach.«

107 Tagebuch Stuhlmann, NAN, Private Accessions, A.0109, Bl. 261.

108 Ebd., Bl. 241.

dass ihre Leistungen in der Heimat »noch längst nicht genügend anerkannt« wurden.¹⁰⁹ Das Misstrauen in die oberste Führung setzte sich innerhalb der Truppe selbst fort, ja verallgemeinerte sich, und schlug sich in Animositäten, ja in »grimmige[n] Rachegeleüste[n]« der Feldtruppen »gegen die schofle Etappe mit ihren fetten Magazinen« sowie gegen die Stäbe nieder.¹¹⁰

Hunger, Durst, Krankheit, Tod und die Vergeblichkeit all dieser Entbehrungen sowie Opfer mündeten in ein Klima der »Verbitterung« und Frustration, aus dem eine neue und eigenartige Form der Brutalisierung erwuchs, welche die Verfolgungsoperationen und die anschließenden Absperungsmaßnahmen prägte.

Es ist hinreichend belegt, wie rasch eine kämpfende Truppe das Vertrauen in ihre Führung verliert, wenn sie einmal den Eindruck gewinnt, Spielball fehlerhafter Planungen zu sein und allzu leichtfertig geopfert zu werden (Marshall 2000: 105). Im Krieg sind Verluste zwar unvermeidbar, aber Edward Shils und Morris Janowitz (1948: 297) haben gezeigt, dass sie von der Truppe solange toleriert werden, wie sie sich in gewissen Grenzen halten und vor allem sachlich gerechtfertigt erscheinen. Entscheidend für die Moral der Truppe ist außerdem die Bereitschaft der Offiziere, im Zweifelsfall das Wohlergehen der Mannschaften, das bedeutet, die Verantwortung »nach unten«, über die Befehle »von oben« zu stellen (ebd.: 295). Mit Blick auf den US-Einsatz in Vietnam legten Paul Savage und Richard Gabriel (1976: 366, 362) dar, wie verheerend es sich auswirkt, wenn dies nicht der Fall ist. Am gut dokumentierten Beispiel des Kleinen Kriegs in Vietnam zeigt sich, dass das schwindende Vertrauen in die eigene Führung nicht nur die Kampfkraft der Truppe beeinträchtigt, sondern auch deren Bindung an soldatische Normen.

Zeugnis davon legt ein Brief Stauffenbergs vom 8. Oktober 1904 ab, in dem der junge Leutnant einer entgrenzten Kriegführung das Wort redet, die sich »über alle Regeln und Normen, die Kulturen und Religionen aufgestellt« haben, hinwegsetzt (Marchand-Volz 1998: 137). Nach Wochen der vergeblichen Verfolgung und nur wenige Tage nach dem Erlass der Proklamation schreibt Stauffenberg aus der Omaheke einen Brief an seine Mutter, in dem er seiner Enttäuschung und Verbitterung freien Lauf lässt. In drastischen Worten (von denen einige im Vorhergehenden bereits angeführt wurden) klagt er die Missstände des militärischen

¹⁰⁹ NAN, Private Accessions, A.0109, Bl. 253, 271.

¹¹⁰ Brief Stauffenbergs an seine Mutter, 18. September 1904 (Marchand-Volz 1998: 64). Brünneck hielt die Stabsoffiziere in DSWA insgesamt für entbehrlich (NAN, Private Accessions, A.583). Nach Stuhlmann waren die Generalstäbler »ohne eine Ahnung der hiesigen Verhältnisse«. »Ohne sie wäre es mindestens ebenso gut gegangen«, behauptet er und stellt auf ähnliche Weise auch das Hauptquartier in Frage (NAN, Private Accessions, A.0109, Bl. 91, 93; vgl. auch Bl. 249–51, 210).

Apparates in DSW an. Sein Zorn richtet sich gegen das Hauptquartier, gegen das »ganze Etappen- und Nachfuhrwesen«, gegen die »Unerfahrenheit im Ganzen, falsche Besetzung der betreffenden Stellen und vor allem unangebrachte Sparsamkeit« (Marchand-Volz 1998: 143), schließlich aber auch gegen die verfehlte Strategie (ebd.: 144):

»Hätten nicht gewisse Faktoren in Deutschland immer nach raschen Taten und ›Siegen‹ gedrängt, wir hätten sachte Wasser um Wasser genommen, und, mit der Zeit natürlich, schon bei Waterberg die Hereros erdrosselt wie jetzt, so glaube ich mit vielen alten Afrikanern. Das hätte nicht einen Bruchteil des Blutes gekostet. Wie ist doch bei uns so vieles hohl und feige und erbärmlich.«

Seine Vorwürfe betreffen den gesamten militärischen Apparat, die Ungerechtigkeiten, die Inkompetenz, die »Hohlheit«, »Erbärmlichkeit« und »Feigheit« der höheren Stellen sowie die Gleichgültigkeit und Fahrlässigkeit, mit der sie die eigenen Soldaten einer Strategie opfern, die allein darauf berechnet ist, den (realitätsfremden) Ansprüchen der Metropole gerecht zu werden. Die Distanz zur eigenen Führung könnte kaum größer sein; seine Verbitterung sitzt so tief, dass er sogar weitere Misserfolge in Kauf zu nehmen bereit wäre, wenn dadurch nur das Versagen der Führung offenkundig würde.¹¹¹ Stauffenberg ist dabei keinesfalls blind für das Leid der Herero (ebd.: 135):

»Und mitten drin treibt sich in tödlicher Wassernot das ganze Volk der Hereros mit Tausenden von schmachtem Vieh und schmachtem Menschen herum. Wir können nicht weiter, das ist richtig, aber wir können zur Not bleiben, wo wir sind. Die Hereros aber können nicht bleiben und können nicht weiter, soweit wir das beurteilen können.«

Er bemerkt (ebd.: 136), dass die »Verzweiflung« der Herero so groß sei, dass sich »einzelne« von ihnen »immer und immer wieder« in die Nähe der deutschen Stellungen begeben, obwohl sie wüssten, was sie dort erwartete. Doch ungeachtet aller sonst gegen die Führung und deren Strategie geäußerten Vorbehalte bringt er für die eigentlichen Opfer keinerlei Mitleid auf. Er führt weiter aus (ebd.: 136f.):

»Aber so erdrücken und vernichten wir wie ein fühlloses Marterinstrument in eisernem Muß ein zappelndes Volk. So glaube ich wenigstens und so ist sicher, wenn nicht irgend ein schwarzgehäuteter Gott dem schwarzen Volk Wasser oder Ausweg gibt. Die kleine Regenzeit hat bis jetzt noch kein Wasser gebracht, und bis zur großen können gerade die

111 So schreibt Stauffenberg (ebd.): »Ist's unpatriotisch, wenn ich uns Misserfolge wünsche, damit wir wieder reelleren Boden finden?«

Skelette recht für die Anatomie sein. Ihr drüben könnt vielleicht sentimental werden, ihr fühlt sicherlich ein persönliches Mitleid. Hier ist anders. – Das Vieh tut mir leid, man möchte retten und helfen. Den Herero sieht man untergehn wie den Mann in der Tragödie, und so beteiligt man ist, man fühlt sich unbeteiligt; der kleine verachtete Kaffernkrieg ist ein Stück Geschichte. Der Herero, der den Buschmann vernichtete, dieser reiche, herrische, kriegerische Herero, wird seinerseits ausgerottet und so wird und muß eben der Rassenkampf immer wieder hinwegfluten über alle Regeln und Normen, die Kulturen und Religionen aufgestellt.«

So sehr Stauffenberg die Führung verurteilt, so wenig mag er sich mit den eigentlichen Opfern ihrer verfehlten Strategie, den Herero, identifizieren. Er ist zutiefst frustriert und benennt auch die Ursachen oder Urheber dieser Frustration, aber seine Aggression richtet sich nicht gegen diese – vermutlich wähnt er sich der Führung gegenüber machtlos und scheut als Offizier von Haus aus jeden Akt der »Meuterei« –, sondern gegen ein mindermächtiges Ersatzobjekt, die Herero. Stauffenberg gibt den Herero die Schuld an ihrer Lage, da der Krieg, wie er anmerkt (ebd.: 136), nur deswegen andauere, weil sie weiter zu ihren Führern hielten, anstatt diese auszuliefern. In diesem Zusammenhang lässt sich von einer Aggressionsverschiebung sprechen.

Das Verhältnis von Feldtruppe und Führung weist zwar etliche Risiken auf, zum Bruch wie im Stellungskrieg 1914–18 kommt es aber nicht, denn dafür ist die Kluft, welche Truppe und Gegner trennt, zu tief.¹¹² Der Rassismus setzte der Identifikation von vornherein Schranken. Es ist anzunehmen, dass sich Stauffenberg gegenüber den Leiden einer europäischen Bevölkerung deutlich empathischer gezeigt hätte. Erstaunlicherweise scheint sich Stauffenbergs Haltung gegenüber den Herero aber noch zu verschärfen, je deutlicher wird, wie verzweifelt ihre Lage

¹¹² Im Stellungskrieg kam es bisweilen so weit, dass sich die feindlichen Kampftruppen gegen ihre jeweilige Führung, die Stäbe und Etappen, mithin gegen all jene solidarisierten, die nicht das Elend der Schützengräben teilten. Carl Zuckmayer (2005: 271) berichtet, wie schon nach kurzer Zeit im Stellungskrieg »der Haß gegen den ›Feind‹ im Nachbargraben erlosch[...]. Der Feind, für uns alle, war [...] nicht der Soldat in Stahlblau oder Khaki, der dasselbe durchmachen mußte wie wir«. In diesem Fall erodierte sogar der ursprüngliche, die Kriegsparteien trennende Gegensatz und wich einem neuen: Das ›Wir‹ umfasste die Kämpfer beider Seiten, das ›Sie‹ all diejenigen ›hinter der Front‹ (Ashworth 1968: 421). Eine solche Solidarisierung der ›Kämpfer‹ war in Südwesafrika von deutscher Seite ausgeschlossen. Ungeachtet aller Ressentiments gegen die Führung fühlten sich die Feldtruppen derselben unendlich näher als dem Gegner. Die Herero-Krieger waren ›keine Kameraden‹ und konnten es auch nicht sein.

ist. Nicht nur kann sich Stauffenberg nicht recht mit den Herero identifizieren, aus einigen seiner Wendungen sprechen sogar Spott und Verachtung für die klägliche Verfassung, in der sie sich befinden.¹¹³ Aus Stauffenberg spricht die »Unerbittlichkeit«, der Nietzsche das Wort redete: »Alles, was aus der Schwäche stammt«, sei »schlecht« und zu verachten, die »Schwachen« sollten »zugrunde gehen«, im Zweifelsfalle müsse man ihnen »noch dazu helfen«; alles »Mitleiden« sei unangebracht, sei bloße »Humanitätsduselei« (Nietzsche 1997: 1165f.).¹¹⁴ Je elender und erbarmungswürdiger die »schmachtenden«, »verzweifelten« Herero waren, desto mehr schienen sie Stauffenbergs Verachtung, ja selbst den Tod zu verdienen. Diese Haltung erklärt die Bereitwilligkeit, mit der er sich letztendlich doch mit der Aufgabe als Exekutor einer ihm verfehlt dünkenden, mörderischen Strategie (»Aber so erdrücken und vernichten wir [...] ein zappelndes Volk«) aus dem verhassten Hauptquartier identifiziert und sie in »eisernem Muß« ins Werk setzt. Hart und mitleidlos (»fühllos«, »unbeteiligt«, »[ohne] persönliches Mitleid«) vollstreckt er das »tragische« Schicksal eines dem Untergang geweihten Volkes. Die Härte gegen die »Schwachen« brachte es mit sich, sich von diesen nochmals abgrenzen und so auch die eigenen Reihen wieder schließen zu können, indem man sich der gemeinsamen Überlegenheit vergewisserte.

Auf diese Weise wird außerdem erklärlich, warum die Feldtruppe trotz ihrer Verbitterung und Frustration nicht etwa in Apathie verfiel. In Verbindung mit der Verachtung für die »Schwachen« stellten diese die Motivationen dafür bereit, unverdrossen fortzufahren und die Gewalt immer weiter zu entgrenzen.¹¹⁵ Die Truppe legte bei der Verfolgung und Vernichtung des Gegners eine mitunter bemerkenswerte Initiative an den Tag. Manch einer der Offiziere an der Spitze der Patrouillen, die Herero aufspürten und

113 So in dem Satz »wenn nicht irgend ein schwarzgehäuteter Gott dem schwarzen Volk Wasser oder Ausweg gibt« oder in »bis zur großen können gerade die Skelette recht für die Anatomie sein«.

114 Z.B. Schlettwein, »Zur augenblicklichen Lage«, in: *DSWAZ* vom 5.1.1904, S.2.

115 Die Lage der Truppen besserte sich auch bei der »Absperrung« des westlichen Saums der Omaheke nicht, im Gegenteil. Das Einsatzgebiet war so entlegen, dass ihr Bedarf kaum gedeckt werden konnte. Die krankheitsbedingten Verluste blieben hoch. Aus den Tagebüchern Trothas geht hervor, dass Major von Mühlenfels, der das Kommando über die Absperrungsmaßnahmen führte, am 16.11.1904 drahtete und klagte, dass die Truppe »keine Verpflegung« mehr habe und »[a]lles [...] kriegsmüde« sei; weiterhin geht aus einem Tagebucheintrag vom 7.12.1904 hervor, dass von Mühlenfels seine Ablösung beantragt hatte, »weil er die Verantwortung für die Truppe der Verpflegung und Krankheit wegen nicht mehr übernehmen könne. Scorbut griffe stark um sich und Typhus höre nicht auf« (Tagebuch von Trotha, Sign. 122/16).

niedermachten, ließen sich von ihrem Tun auch dann nicht abbringen, als die Führung angeordnet hatte, die Aktionen einstweilen einzustellen: Graf von Schleinitz etwa ignorierte die Befehle, welche die Vernichtungsstrategie widerriefen, und machte eine große Zahl gefangener Herero nieder.¹¹⁶ Als Soldaten und ›Ehrenmänner‹ waren sie darauf getrimmt, Rückschläge nicht auf sich sitzen zu lassen. Dass auch dieser Feldzug ein »Feldzug der Enttäuschungen« war, wie W.E. Montague (2006: 114) seinen Einsatz gegen die Zulu 1879 apostrophierte, spornte sie in gewisser Weise nur noch mehr an. Der Feldgeistliche P.A. Ziegenfuß, der die Verfolgung mitmachte, schildert die Stimmung der Truppe in jenen Tagen: »Die Hoffnung, bald dem Feinde wieder einmal gründlich auf dem [sic] Leibe zu rücken, trug uns: Festtage waren es jedesmal draußen im Felde, wenn wir mit den Hereros abrechnen konnten!«¹¹⁷ Dieser Hochstimmung tat auch der Umstand keinen Abbruch, dass die Herero, die man zu fassen bekam, »kraftlos und vereinzelt« und für ihre Häsher eine allzu »leichte Beute« waren,¹¹⁸ wie auch keine Rolle spielte, dass die Gewalt vor allem Frauen traf¹¹⁹ oder dass die Kampfhandlungen insgesamt kaum noch etwas mit ›Kampf‹ zu tun hatten, wie nicht zuletzt die Missverhältnisse der Verluste verdeutlichen.¹²⁰ In den Tagebuchaufzeichnungen und offiziellen Berichten jener Tage häufen sich Überfälle auf Siedlungen,¹²¹ bei denen Männer, Frauen, Kinder oder Greise unterschiedslos »über den Haufen geschossen«¹²², d.h. schlicht ermordet wurden.¹²³ Dabei handelte es sich um eine

116 Missionschronik von Omaruru, ELCRN V.23.1, Bl. 305–308.

117 »Aus meinen Kriegererlebnissen. Vortrag gehalten von P.A. Ziegenfuß«, in: *Windhuker Nachrichten* vom 1.6.1905, 1. Beilage.

118 Tagebuch Stuhlmann, NAN, Private Accessions, A.0109, Bl. 1113.

119 Stauffenberg schildert in einem Brief an seine Mutter vom 17. September 1904 ein ›Gefecht‹: »[Z]iemlich viel Tote, meist Weiber [...]. Geht eben bei Artilleriefire nicht anders. Kein Schade, sind viel roher wie die Männer« (Marchand-Volz 1998: 106).

120 Die deutschen Truppen hatten in den ›Gefechten‹ – im Gegensatz zu den Herero – kaum mehr Verluste zu verzeichnen. Am 15.2.1905 etwa wurden Überfälle auf verschiedene Dörfer gemeldet, bei denen 67 Herero gefallen und auf deutscher Seite ein einziger leicht Verwundeter zu beklagen war (*Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung* vom 15.2.1905).

121 Siehe Tagebuch v. Frankenberg, NAN, Private Accessions, AACRLS.070, Bl. 117; Tagebuch Knoke, NAN, Private Accessions, A.0538, S. 33; siehe auch die offiziellen Meldungen in der Rubrik »Der Aufstand« in der *Deutsch-Südwestafrikanischen Zeitung* vom 23.11.1904, 4.1.1905, 15.2.1904 oder 2.8.1905.

122 Tagebuch v. Frankenberg, NAN, Private Accessions, AACRLS.070, Bl. 117.

123 In einem Brief, den der *Vorwärts* am 21.12.1904 abdruckte, schildert ein Kriegsteilnehmer, wie er auf eine Gruppe Herero aufmerksam wurde: »der Posten schlief, ich schlich mich an, klaute die Gewehre weg, stellte

vergleichsweise gefahrlose Jagd von Soldaten auf meist verängstigt sich versteckende oder fliehende, weitgehend wehrlose Reste des Gegners. Ungefährdet, ohne Hast oder erkennbare Angst suchen die Häsher nach Spuren und folgen ihnen, pirschen sich oft auch nur mit wenigen Mann an die entdeckte Siedlung heran, »gehen mit schussfertiger Waffe vor«, ¹²⁴ »schiessen einen Teil der Bevölkerung runter«, ¹²⁵ und »[i]m Nu ist die Werft gesäubert«, ¹²⁶ Es ging auch darum, auf diesem Wege phantasierte Schlachtfelder zu erschaffen, um das Gefühl der Macht zurückzugewinnen (Greiner 2007: 317). Im September des folgenden Jahres wurde das (ehemalige) Hereroland auf diese Weise durchkämt, 40 Siedlungen »gesäubert« und 750 Gefangene gemacht, wobei einer »größeren Anzahl« von Verlusten auf Seiten der Herero lediglich ein gefallener Unteroffizier und zwei verwundete Reiter gegenüberstanden. ¹²⁷ Wenn solche Aktionen als Erfolge gefeiert wurden, dann nur, weil sie den Akteuren das ersehnte Gefühl der Macht vermittelten. Artilleriefeuer auf ferne Staubwolken, »[t]heatralische Erhängung[en]« der Wenigen, die man zu fassen bekommt (Eckl 2005: 284), ¹²⁸ oder das Niederbrennen verlassener Dörfer, beides mitunter photographisch dokumentiert, waren Botschaften an sich selbst, den Feind und die übrigen autochthonen Gruppen, dass man längst noch nicht am Ende und stets zu allem bereit war (vgl. Greiner 2007: 196).

Das Interpretament »Rassenkampf« stellt bei Stauffenberg ein Mittel der Rationalisierung dar, indem es den entgrenzten Vernichtungskrieg zu einer »eben [...] immer wieder[kehrenden]«, gleichsam unabänderlichen Konstante der Geschichte verklärt, aber charakterisiert im Übrigen ganz akkurat eine Kriegführung, die sich längst »über alle Regeln und Normen, die Kulturen und Religionen aufgestellt« haben, hinweggesetzt hat (Marchand-Volz 1998: 136f.).

mich hinter einen Baum (wie ein *Tiger*) und schoss alle 4 tot« (aus: BArch. R1001/2089, Bl. 104).

124 Tagebuch Knoke, NAN, Private Accessions, A.0538, Bl. 33 (Eintrag 6. Oktober 1904).

125 Ebd., (Eintrag 7. Oktober 1904).

126 Ebd., (Eintrag 6. Oktober 1904).

127 »Der Aufstand«, in: DSWAZ vom 25.10.1905, S.1.

128 Die Kap-Zeitung *The Owl* berichtete am 18. November 1904 in dem Artikel »German-South-West Africa« (S. 9) von der letzten gescheiterten Schlacht: »[...] General Von Trotha solaced himself for his futile pursuit of the Hereros by hanging a number of natives who had been brought in by patrols.« Übereinstimmend stellt Malzahn den Zusammenhang zwischen Scheitern der Operationen und Hinrichtungen her: »Hier wurden etliche Gefangene Hereros durch den Strang zum Tode verurteilt. Und oft sah ich noch später einen Herero am Ast eines Baumes hin- und herwehen« (NAN, Private Accessions, A.510, S. 26).

Die vorstehenden Betrachtungen versuchten, die Motivationen zu rekonstruieren, welche die Soldaten antrieben, eine Strategie ins Werk zu setzen, welche die meisten von ihnen als illusionär und verfehlt durchschauten, die sie außerdem antrieben, immer wieder über Befehle hinauszugehen, sich sogar über solche hinwegzusetzen und eigenmächtig Frauen, Kinder, Greise, Kranke und Schwache zu töten. Dieser ›Überschuss‹ unterstreicht, dass die Soldaten auch als ein selbständiger Motor der Vernichtung anzusehen sind.

Viele Erfahrungen, welche die Soldaten in diesem Feldzug machten, waren niederschmetternd und in dem kolonialen Kontext umso beschämender, weil sie das unbedingte Überlegenheitsgefühl der weißen Herren verletzten; Angst, Verbitterung und Frustration führten zu Wut und einem Bedürfnis nach Rache und mündeten schließlich in exzessiver Gewalt. Um dieser Gewalt Einhalt zu gebieten, hätte es einer Führung bedurft, die strikt über die Einhaltung von Normen gewacht und Abweichungen konsequent sanktioniert hätte. Angesichts eines wie selbstverständlich geteilten Rassismus war dies von vornherein kaum der Fall. Die Unübersichtlichkeit eines Kleinen Krieges, der das große Deutschland überforderte, ließ die Lage endgültig außer Kontrolle geraten. Daran änderte sich auch nichts, als die Kriege längst beendet waren und die Reste der geschlagenen Gegner in den deutschen Lagern dahinsiechten.